

basaglia: allg. irrenhaus

NEUES
FORVM

himmel

arsch

und

schmidt

kern-

konfusion  

jesus im zk

heft
284/285
august/
september
1977
ös 44
dm/sfr
6,50

Verlagspostamt 1070 Wien
P. b. b. Erscheinungsort Wien

FORUM DES FORVMS

3

FORVMKOMMENTARE

<i>Günther Nenning</i>	5	Spanien bleibt konservativ
	7	Love from Leonid
	8	Etappensieg in Italien
	9	Bankrott in Israel
<i>Reinhold Oberlercher</i>	11	Der Rechtsstaat ist ein Papiertiger

BRD, ITALIEN, SPANIEN: Gummidemokratie

<i>Günther Nenning</i>	12	Weimar in Italien. Arbeitslose als Voraussetzung des neuen Faschismus
<i>Friedrich Geyrhofer</i>	17	SPD im Chaos. Die autoritäre Reform ist am Ende
<i>Gonzalo Arroyo</i>	24	Christus ins ZKI! Öffnung der spanischen KP

KERNKRAFT: Atomare Sterbehilfe

<i>Günther Nenning</i>	26	Stolpern übers Atom. FORVMKOMMENTAR
<i>Paul Blau</i>	28	Atome raus. Alternativen zur Kernkraft
<i>Friedrich Janitschek</i>	33	Her mit Atomkraft. Die Meinung der Kernindustrie
<i>Herbert Bandhauer</i>	35	Optimistisch wie Marx. Plädoyer eines Elektrodirektors

LITERATUR

<i>Hermann Glaser</i>	36	Der erfolgreiche Sisyphos. Moral und Masche des Hans Magnus Enzensberger
-----------------------	----	---

PSYCHIATRIE, GEFÄNGNIS: Asozialisierung

<i>Franco Basaglia</i>	39	Macht das Tor auf! Die Vergesellschaftung der psychiatrischen Anstalt am Beispiel Triest
<i>Hans T.</i>	45	Irrenpflege. Wie die Homosexualität geheilt wird
<i>Eva P.</i>	50	In der Scheiße. Erzählungen aus dem Steinhof
<i>N. N.</i>	52	Wir müssen uns schämen über unseren Sozialismus. Brief aus Mauer
<i>Detlev Spalt</i>	53	Die Selbstmordschaukel. Arroganz und Ohnmacht der Gefängnispsychiatrie
<i>Peter Goritschnig</i>	57	Wie ich asozialisiert wurde. Brief aus Stein
<i>Helmut Ortner</i>	58	Reformentzug. Die Free Clinic Heidelberg wird zugesperrt

JUSTIZ

<i>Josef Dvorak</i>	60	Keine Milde! Ein Sexualprozeß in Wiener Neustadt
---------------------	----	---

REZENSIONEN

<i>Josef Dvorak</i>	67	Schorsch/Becker: Angst, Lust, Zerstörung (<i>Rowohl!</i>)
<i>Michael Hopp</i>	68	Fischer/Lehmann/Stoffl: Gewalt gegen Frauen (<i>Kiepenheuer & Witsch</i>)
<i>Claudia Pinl</i>	69	Janssen-Jurrelt: Sexismus (<i>Hanser</i>)
<i>Gertraud Diem</i>	70	Schwaiger: Wie kommt das Salz ins Meer? (<i>Zsolnay</i>)
<i>Josef Dvorak</i>	71	Fenner: Demokratischer Sozialismus und Sozialdemokratie (<i>Campus</i>)
<i>F. J. W.</i>	74	Garaudy: Menschenwort (<i>Molden</i>)
<i>Herbert Berger</i>	74	Kath. Sozialakademie (Hg.): Heraus aus der Krise (<i>Europa</i>)

**wiener
tagebuch**

links & unabhängig

Juli/August 1977

Atommosaik

Martin Pollack:
Neue Rechte
in den SchulenFranz Marek:
Diskussion in der KPIJ. Rott:
Wohnungsbedarf in WienAntonin J. Liehm:
Cannes 1977Walter Fischer:
Als Arzt im
spanischen Bürgerkrieg

Einzelnummer öS 15 – Jahresabonnement Inland öS 150 (Ausland öS 200), ermäßigtes Studentenabonnement Inland öS 100 (Ausland öS 150)

Zuschriften, Probeexemplare, Bestellungen an *Wiener Tagebuch*, A-1040 Wien, Belvederegasse 10 (Tel. 0 22 2/65 19 52)

**Hoch die Kultur!**

Das ist Wien: Hochkultur, Subkultur, TV-Kultur, Arenakultur, Weinkultur, Popkultur, Baukultur... In Wien kann man unheimlich aktiv sein. Man muß aber nicht: denn auch das Café und der Heurige gehören zu dieser Stadt.

wien

Wien-Information
Postfach 8000
A-1010 Wien



Franco Basaglia

Macht das Tor auf!

Die Vergesellschaftung der psychiatrischen Anstalt am Beispiel Triest

Die Lage der österreichischen Psychiatrie ist trist. 94 Prozent aller zur Zeit in den Anstalten eingesperrten Menschen sind zwangsweise dort (aufgrund eines amtsärztlichen „Parere“), nur sechs Prozent kamen freiwillig. Zwei Drittel aller Anstaltspatienten sind entmündigt oder teilentmündigt. 60 Prozent sind über zwei Jahre dort, 30 Prozent über zehn Jahre. Die Behörden führen eine Geisteskrankenkartei („G-Kartei“), in die jährlich 20.000 bis 30.000 Menschen eingetragen werden — in Wien allein jährlich 6.000!

Franco Basaglia praktiziert in der Klinik San Giovanni in Triest ein Modell, das diesen Zentralisierungstendenzen steuert: Die Gitter werden geöffnet, die Patientenzahl wird reduziert, Hierarchien werden abgebaut, die Patienten werden in den Arbeitsprozeß außerhalb der Mauern eingeführt. San Giovanni ist bereits die dritte Klinik, die Basaglia auf diese Weise „öffnet“.



Franco Basaglia, der Öffner des Narrenturms

Unsere Arbeit ist eine einfache, eine banale Arbeit. Das wichtigste ist, nein zur Gewalt zu sagen. Und ja zu einer anderen Beziehung. Ein Gespenst geht um in Europa. Die Polizeimächte aller Staaten haben sich gegen die Unterdrückten verbündet. Und so wie wir nein sagen zur Polizei, sagen wir nein zur Psychiatrie.

Die Öffnung der Anstalt bedeutet eine Verunsicherung der Stadt, weil sie Abweichende ja bisher ausgeschlossen und ausgesperrt hat. Sie löst eine Krise und Angst in der Stadt aus.

Rosannas Beinbruch

Rosanna ist eine junge Frau, die in der Stadt frei herumgeht und in einer Wohnung lebt. Sie hat sich vor die Polizeikommandatur hingestellt und drohte, daß sie sich umbringen würde. Sie hat geschrien gegen alle und jeden. Das erstmal ist die Feuerwehr gekommen, weil Rosanna auf die Mauer hinaufgekraxelt war und Anstalten machte, herunterzuspringen. Dann ist sie aber heruntergestiegen. Am nächsten Tag ist sie wieder hingegangen und hat dasselbe gemacht. Da ist sie dann heruntergefallen, entweder weil sie das Gleichgewicht verloren hat oder weil sie eben runtergesprungen ist. Sie hat sich ein Bein gebrochen. Der Schaden war also verhältnismäßig gering.

Interessant war die Reaktion der Bevölkerung. Eine alte Frau sagte: „Basaglia — wird er recht behalten, oder ist er schuldig? Rosanna — hat sie recht, oder ist sie schuldig?“ Die Stadt muß sich nun auseinandersetzen mit dem Problem der Abweichenden. Die Antwort der Bevölkerung auf den Fall war eine Diskussion.

Wenn wir mit unserer Arbeit nicht an die großen Kämpfe der Arbeiterklasse anknüpfen, die momentan in Italien ausgefochten werden, dann hätte unsere Arbeit keinen Sinn. Es wäre nur eine neue Art sozialer Kontrolle, die an die Stelle der früheren träte, eine Art Recycling der alten Ideologie.

In Italien gibt es eine sehr starke Studentenbewegung. Die Studenten werden in die Situation der Verrückten gedrängt. Sie wollen ernst genommen werden. Die Arbeiterklasse in Italien ist heute in Aufruhr, auch wenn die Kommunistische Partei sie zu kontrollieren versucht. ▷

Der Text beruht auf einem Vortrag, den Franco Basaglia auf Einladung der Wiener Arbeitsgruppe Demokratische Psychiatrie am 2. April 1977 im Dramatischen Zentrum gehalten hat. — Von Basaglia erschien auf deutsch: Die negierte Institution oder Die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen. Ein Experiment der psychiatrischen Klinik in Görz, Frankfurt 1973 (Suhrkamp). Die Abweichende Mehrheit. Ideologie der totalen sozialen Kontrolle, Frankfurt 1972 (Suhrkamp). Was ist Psychiatrie? Frankfurt 1974 (Suhrkamp)

Die Kriminalitätsrate steigt enorm. Das italienische Volk beginnt die Ungerechtigkeit, in der es lebt, zu begreifen. In dieser Situation regiert entweder die Gewalt, oder es entsteht eine Krise. Die Kommunistische Partei Italiens kam durch die Studentenunruhen in Schwierigkeiten und mußte sich schließlich zu einer halbherzigen Selbstkritik durchringen.

Wenn Triest auch keine besonders politisierte Stadt ist, so hat doch die Entwicklung des psychiatrischen Krankenhauses dazu geführt, daß die Stadt heute in einer Krise ist, sich selbst in Frage stellt. Wenn wir hier nicht mit unserer Veränderungsarbeit einsetzen, wenn wir nicht revolutionäre Geduld anwenden, haben wir von vornherein schon alles verloren.

Psychiatrie = Medizin + Justiz

Die Psychiatrie ist eine Allianz zwischen schlechter Medizin und Justiz. Das Bündnis zwischen Psychiatrie und Justiz hat es verunmöglicht, daß ein Mensch Anteil am Leid eines anderen Menschen nimmt. Wenn wir uns nur die Absurdität dieser österreichischen Geisteskrankenkartei*) vor Augen führen: Jemand, der für einige Zeit psychisch krank war, wird wie ein Krimineller in eine Kartei aufgenommen.

Was haben wir in Italien gemacht? Es gab diese Geisteskrankenkartei auch bei uns, das Gesetz wurde aber vor fünf, sechs Jahren abgeschafft. Und es ist eine liberalere Bestimmung eingeführt worden, die eine freiwillige Aufnahme ermöglicht.

Der Großteil der Patienten war zwangseingewiesen. Das erste, was wir gemacht haben, war, daß wir die Zwangseingewiesenen in freiwillig Eingewiesene verwandelt haben. Das bedeutet eine doppelte Befreiung: die des Patienten und die des Pflegers. Denn ab dem Moment, in dem der Pfleger einen Menschen vor sich hat, keinen Eingesperrten, muß er eine neue Haltung einnehmen. Wenn sich jetzt ein Pfleger oder ein Arzt dem Patienten gegenüber schlecht benimmt, kann der ihn anzeigen — beim gleichen Magistrat, der ihn früher unterdrückt hat.

Der nächste Schritt war, daß wir diese Menschen entlassen haben. Einige blieben im Spital als Gäste. Sie hatten plötzlich die gleichen Rechte wie Pfleger und Ärzte. Diese Menschen, deren Körper bis gestern noch Eigentum der Ärzte und Pfleger war, begannen von ihrem Körper Besitz zu ergreifen, von der Stadt Besitz zu ergreifen.

Heute wohnen in der Anstalt einige hundert Personen im Alter von 75 bis 80 Jahren. Die sind körperlich schwer krank und werden leider bald sterben. Wir

*) Siehe den Aufruf der Arbeitsgruppe Demokratische Psychiatrie gegen die Geisteskrankenkartei auf Seite 43!

geben ihnen alle medizinische Hilfe. Weiters leben in der Anstalt etwa 300 Personen als Gäste in zwei Pavillons, die in Wohnungen umgewandelt wurden. Für diese Gruppe gibt es noch zwei Versorgungspavillons, wo diese Menschen völlig selbständig wirtschaften.

Was akut Erkrankte betrifft, die eingeliefert werden — da hat sich in den letzten Jahren viel verändert. Sie kommen freiwillig, wenn sie das Bedürfnis haben, zu uns zu kommen. Oder aber sie kommen in eines dieser Zentren, die wir in der Stadt eingerichtet haben. In diesen Zentren haben sie die Möglichkeit, andere Menschen zu treffen und zu sprechen, da geht es nicht nur um psychiatrische Probleme, sondern überhaupt um Lebensprobleme.

Darin liegt natürlich die Gefahr, daß wir auf eine neue Art die Bevölkerung der Provinz Triest kontrollieren, indem wir sie psychiatrieren. Eine Gegenkontrolle besteht in dem Bündnis, das wir mit den politischen Kräften eingehen. Dadurch ist der Sozialtechniker in Triest ein neuer Techniker. Er wird nicht mehr von anderen Technikern kontrolliert, sondern von der Basis, von der Bevölkerung.

Ohne Tabletten geht's nicht

Wir verwenden auch Psychopharmaka, und manchmal müssen wir den Patienten Gewalt antun, sie zwingen, die Medikamente zu nehmen. Wir erleben Gewalt. Man darf sich nicht vorstellen, daß Triest ein Paradies ist, das Land, in dem der Sozialismus wahr geworden ist und in dem alle Widersprüche sich aufgelöst haben.

Ich glaube, daß die Psychopharmaka die gleiche manipulatorische Funktion haben wie die Antibabypille. Eine Frau muß die Antibabypille nehmen, wenn sie Liebe will. Unsere soziale Organisation ermöglicht es der Frau nicht, ihre Sexualität frei zu leben. Dasselbe gilt für die Abtreibung — das ist eine Gewalt, die die Frau sich selbst gegenüber anwendet. Natürlich bin ich für die Abtreibung und für die Antibabypille. Ich bringe diese Beispiele, um zu zeigen, daß ich in der Situation bin, einem Menschen ein Medikament geben zu müssen, damit er seine Explosion, seinen Wahnsinn nicht frei ausleben kann, ich mache also dasselbe, was eine Frau macht, wenn sie die Antibabypille nimmt. Ich glaube, es wird hier sehr viele Männer geben, die mit diesem Vergleich nicht einverstanden sind.

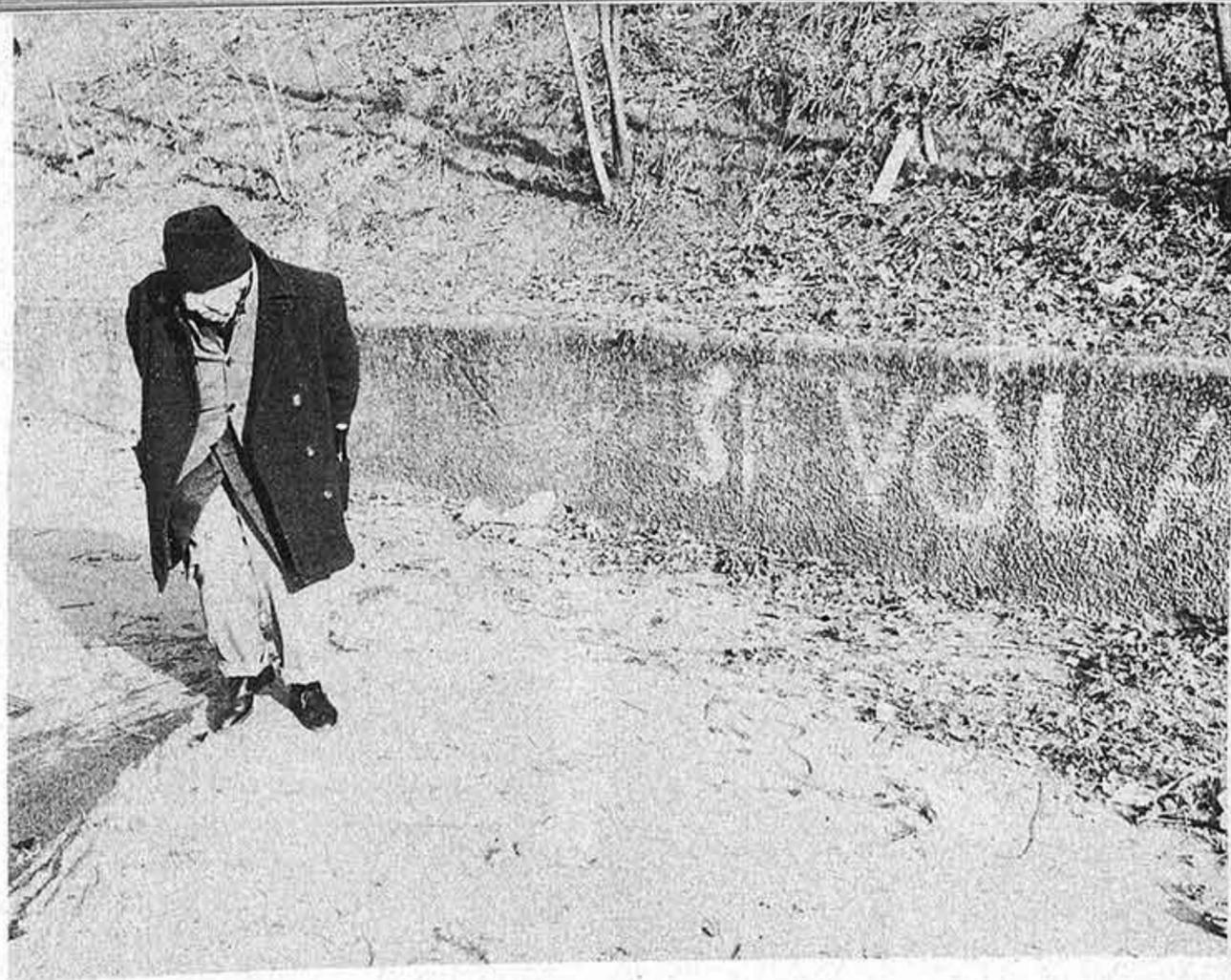
Die Psychopharmaka machen nur ein Drittel der Medikamente aus, die in Triest verteilt werden. Wir verwenden in einigen Fällen auch Depotneuroleptika. Ihr denkt vielleicht: na ja, die verwenden Medikamente, was ist da für ein Unterschied? Wir versuchen, so wenig wie möglich Psychopharmaka zu verwenden und nur dann, wenn andere Beziehungen nicht hergestellt werden können.



Krankheitserreger Anstalt

Das Problem Pfleger: Wenn der Pfleger sich einmal befreit hat von der Unterdrückung durch den Arzt, wenn er mit dem Arzt zusammen eine andere Art des Umgangs mit den Patienten gefunden hat, dann beginnt sich eine neue Art der Berufsausbildung zu entwickeln. Das bedeutet nicht, daß man technisch raffinierter wird, sondern es bedeutet zu verstehen, was Unterdrückung ist. Das kann man nur verstehen, wenn man außerhalb der Institution arbeitet. Was diese Pfleger auszeichnet, ist ihre Fähigkeit, Entscheidungen zu treffen.

Das Problem der Familie: die Familie, die nichts mehr vom Patienten wissen will. Auch wenn er wieder herauskommt. Ich glaube, daß man mit der Familie eine Rehabilitationsarbeit anfangen kann — nicht eine technische, sondern eine poli-



Das Leben in San Giovanni: Essenausgabe (links außen), ein Spazierweg (oben), ein Fest (links) (Fotos von Fabio Battellini, Trieste)

tische. Es geht nicht darum, die Familie schuldig zu sprechen. Man muß der Familie den Wert der Primärgruppe wiedergeben. Auf der Suche nach der verlorenen Zeit. Zum Beispiel mit den behinderten Kindern: wenn sich die Familie darüber klar wird, daß das behinderte Kind das Produkt der Unterdrückung ist, die die Familie erleidet, wird es der Familie ermöglicht, eine neue Solidarität zu finden.

Was machen wir mit einem katatonischen Patienten? Ein Katatoniker weigert sich, mit seiner Umwelt in Kontakt zu treten. Er zeigt keine sozialen Reaktionen. Ich kann aus meiner eigenen Erfahrung sprechen. San Giovanni ist schon das dritte Spital, das von unserer Equipe geöffnet wird. In dem Moment, in dem das Spital geöffnet wird, verschwindet die Symptomatik des Katatonen total. Und das beweist, daß die Katatonie ein Produkt der Institution ist. Ich sage den konservativen Psychiatern immer, wenn sie

aufmerksam *Bleuler* studiert hätten — der spricht auch bei der *Dementia præcox* von Institutionalismen. Und *Bleuler* war sicher kein Revolutionär!

Gewalt ist Angst vor Gewalt

Was die Lustmörder betrifft**) — das sind sehr schlimme Dinge, die sich gerade jetzt in Italien zugetragen haben. Was denken wir von einem Mann, der eine Frau vergewaltigt? 90 Prozent der Männer sind Vergewaltiger! Es gibt zwei Arten zu vergewaltigen. Eine geht mit körperlicher Gewalt — das ist die Art der Faschisten. Die andere — das ist die Manipulation der Liebe.

**) In der Diskussion war der österreichische Mordfall Krausner zur Sprache gekommen — vgl. den Prozeßbericht von *Josef Dvorak* in diesem Heft und *Heidi Pataki*: Gloggnitz z. B. — Wo die Neue Rechte herkommt, NF Juni/Juli 1977

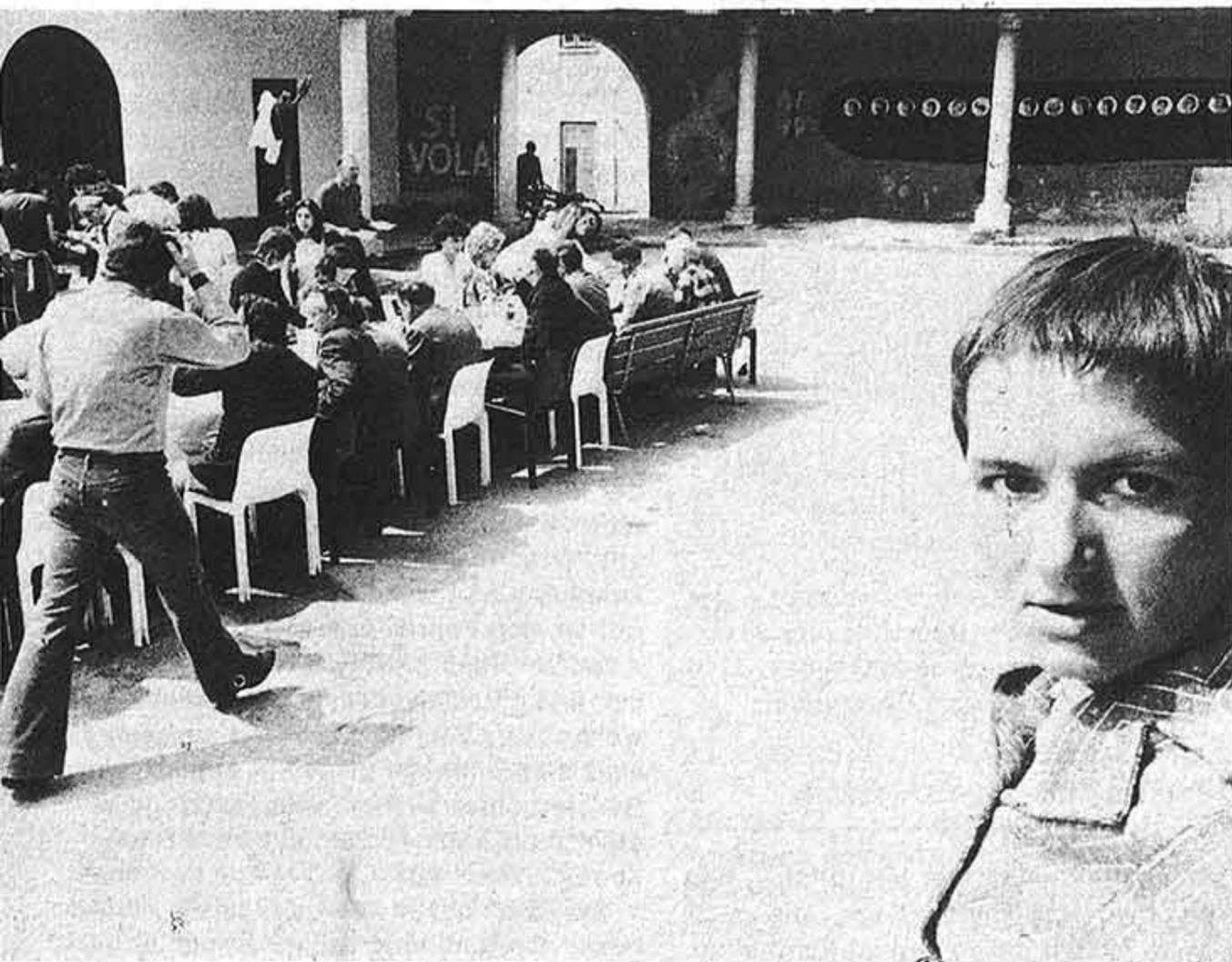
Was sollen wir tun, wie sollen wir auf Gewalt antworten? Die eine Art wäre, die Menschen ins Irrenhaus zu stecken und das ganze Leben lang drin zu lassen, ihnen so einen bürgerlichen Tod zu bereiten. In den Konzentrationslagern hat man Menschen verbrannt. Das Gewaltproblem kann man nicht mit Gegengewalt lösen. Mein Standpunkt ist es, nicht zu siegen — siegen wollen nur die Faschisten — mein Standpunkt ist es, zu überzeugen.

Es gibt in den liberalen Staaten wie Österreich und Italien nur die Möglichkeit der Teilnahme am Sozialvertrag — sonst wird man entmündigt. Der Verbrecher, der im Gefängnis sitzt, der psychisch Kranke, der in der psychiatrischen Anstalt interniert ist, die Prostituierte, die einem Prostituiertenring angehört — sie alle geben keinen Anlaß zur Besorgnis. Der Arbeiter, der in der Fabrik arbeitet, gibt keinen Anlaß zur Besorgnis, weil er eingeschlossen ist im Sozialvertrag. In dem Moment, wo man aus dem Sozialvertrag aussteigt, wird man entmündigt. Wenn man in die Bürgerrechte wieder eingesetzt wird, steht man auch wieder auf dem Boden des Sozialvertrags.

So geschieht es eben, daß unser „liberales“ System unterdrückt und mordet und die Todesstrafe als Lösung vorschlägt. Für den liberalen Staat ist der Staatsbürger ein Kind ohne Verantwortung, das verwaltet werden muß, entweder mit Gewalt oder unter Androhung von Gewalt. Die Todesstrafe ist der Beweis. Die Gewalt ist nichts anders als die Angst vor der Gewalt. Wenn wir Sklaven des Kapitals werden wollen, dann müssen wir sagen: Es lebe die Todesstrafe. Wenn wir das nicht werden wollen, dann müssen wir gegen die Todesstrafe sein.



Patienten auf dem Fest in San Giovanni: Das Mädchen (unten rechts) war von der traditionellen Psychiatrie lobotomiert worden (Gehirnschnitt) und lebt jetzt in Freiheit



Basiskontrolle statt Justizkontrolle

Sollen wir die Gesetze über die Anhaltung usw. ganz abschaffen? Sollen wir also handeln als gäbe es kein Gesetz? Wenn der reaktionäre Psychiater dieselben Dinge will wie ich, also die Abschaffung der Gesetze, dann mache ich mir Sorgen. Denn der reaktionäre Psychiater ist für die Abschaffung der Gesetze, weil er seine Macht vergrößern will. In dem

Psychiatrie im NF

Michel Foucault: Gegenvernunft. NF August/September 1969
 Arnulf Rainer: Euthanasie der Kunst. NF August/September 1969
 Alfred Hrdlička: Einschleichversuche eines Gesunden, NF August/September 1969
 Paul Kruntorad: Wahnverwandschaften, NF August/September 1969
 Reinhard Priebnitz: Wahnsinn von Staats wegen, NF Mitte November 1969
 Jean-Paul Sartre: Der Narr mit dem Tonband oder Die psychoanalytisierte Psychoanalyse, NF Dezember 1969
 Alexander Mitscherlich: Die ewige Aggression, NF Mitte März 1970
 Wilhelm Burian: Wehe, wenn die Polizei streikt, NF März 1970
 Jack Jones: Otto Rank, psychoanalytische Unperson, NF Mitte März 1970
 Michael Springer: Das Elend der Ornithologie, NF Jänner/Februar 1971
 Hans Strotzka: Über die Bekämpfung unzüchtiger Veröffentlichungen, NF Februar/März 1971
 Michael Springer: Heilung und Herrschaft, NF Februar/März 1971
 Michael Springer: Hl. Johann der Schlachthöfe, NF September/Oktober 1971
 Wilhelm Burian: Aggression als vernünftige Zerstörung, NF September/Oktober 1971

Marie Langer: Psychoanalyse — in wessen Dienst? NF September/Oktober 1971
 Wilhelm Burian: Freud und Reich, NF März 1972
 Günther Ammon: Geistesranke Gesellschaft, NF Juli/August 1972
 Wilhelm Burian: Krankheit für Millionen, NF Juli/August 1972
 Armando Bauleo: Neokolonialismus und Psychiatrie, NF Juli/August 1972
 Christian Klinger: Antipsychiatrie, NF Juli/August 1972
 Heidi Pataki: Psychiatrie als Sippenhaftung, NF Juli/August 1972
 Achim Thom: Soziologie X Psychiatrie, NF Juli/August 1972
 Maria S.: Irrenhaus von innen, NF Juni/Juli 1973
 Jeans Weidner: Schizophrene auf dem Kunstmarkt, NF Juni/Juli 1973
 Gregorio Bermann: Psychiatrie in Shanghai, NF Juni/Juli 1973
 Ronald D. Laing: Gummizelle Familie, NF April 1974
 Giuliano Scabia: Das große Theater des Pferdes Markus, NF Dezember 1974
 Heidi Pataki: Der Kamera in der Klinik, NF März 1975
 Norbert Brust: Der Ungar hat seine Mutter verprügelt. Drei Tage und 15 Stunden Steinhof, NF Jänner/Februar 1976
 Heidi Pataki: Unter äußerstem Zwang, NF November 1976

Antipsychiatriekongreß

Vom 14. bis 21. September 1977 findet in Triest in den leerstehenden Pavillons der Anstalt San Giovanni ein internationaler Kongreß statt — mit Filmen, Ausstellungen, Referaten und Diskussionen. Einberufen von der Internationalen Organisation für alternative Psychiatrie, wird er vom Centro Internazionale Critica dell'Instituzione veranstaltet. Österreichische Teilnehmer melden sich bei der Arbeitsgruppe Demokratische Psychiatrie c/o Buchhandlung Herrmann, A-1010 Wien, Grünangergasse 1, Tel. 52 77 06 (tunlichst mittwochs zwischen 16 und 18 Uhr). Der Teilnehmerbeitrag beträgt 300 Schilling.

Ich glaube also, daß das Verlangen zur Abschaffung des Gesetzes nicht vom Psychiater, auch nicht vom linken Psychiater kommen darf. Die Psychiater müssen mit den politischen Kräften zusammenarbeiten, die die Abschaffung dieser Gesetze verlangen. In dem Moment, wo die Basis, die Bevölkerung das Bewußtsein dafür erlangt hat, daß die Gesetze abgeschafft werden können und sollen, dann ändert sich auch das Problem mit den Justizbehörden. Der Akt der Veränderung muß in ständigem Austausch zwischen den politischen Kräften und den „Technikern“ geschehen.

Ich möchte sagen, daß die Psychiatrie immer politisch gewesen ist. Der Psychiater ist eingesetzt, um den Status quo in der Anstalt aufrecht zu erhalten. Der Politiker gibt den Auftrag, die Situation aufrecht zu erhalten. Und der Techniker führt ihn aus. Es ist eine soziale Arbeitsteilung.

Das gilt auch für das Verhältnis von fortschrittlichem Techniker und Reform-

Moment wo er keine Gesetze mehr hat, wird er ungeheuer mächtig. Er ist Arzt und Justizbeamter in einer Person und kann die totale Kontrolle ausüben. Und der Patient ist dem Psychiater völlig ausgeliefert, noch mehr als vorher.

Die Gesetze in Spanien zur Internierung psychisch Kranker sind paradoxerweise die liberalsten in Europa. Weil sie von der spanischen Republik gemacht wurden — noch vor der Revolution. Aber sie sind nie befolgt worden.

politiker. Wenn zum Beispiel morgen in Triest ein Unglück passiert, dann muß mich der Politiker schützen. Er muß mich politisch stützen — und in dem Moment entsteht ein Widerspruch mit seiner Wählerschaft.

Die Gerechtigkeit in unserer Arbeit liegt darin: je mehr wir verfolgt werden, desto mehr wissen wir, daß wir auf dem rechten Weg sind. Es gibt ein italienisches Sprichwort, daß man ins Paradies nicht mit der Kutsche fahren kann.

Fortgegangen, verloren, gestorben

Als Beispiel werde ich etwas erzählen, was in der letzten Zeit passiert ist. Es gibt in Triest eine Tageszeitung der Richtung Mitte rechts, den *Piccolo*. Diese Zeitung hat uns mit unglaublicher Härte verfolgt. Vor zwei Jahren, als ich hier in Wien gewesen bin, hat es ein großes Streitgespräch gegeben zwischen dem Präsidenten der Triestiner Provinzialverwaltung und mir auf einer Seite, und auf der anderen Seite waren die Wiener Psychiater. Daraufhin erschien im *Piccolo* ein Artikel mit der Überschrift: „Basaglia von den österreichischen Psychiatern besiegt!“ (*Heiterkeit*).

Nachdem wir eine Menge Arbeit geleistet hatten, begann sich diese Zeitung zu bessern, vielleicht ist das sogar ein schlechtes Zeichen — ich weiß es nicht. Nun haben wir in der letzten Zeit zwei Unfälle gehabt. Den einen habe ich schon erzählt: Rosanna, die von der Mauer gesprungen ist und sich das Bein brach. Ein anderer ist rausgegangen und hat sich verloren, hat nicht mehr zurückgefunden und ist gestorben. Der *Piccolo* hat dann folgendes geschrieben: „Ein Unfall ist in der Gemeinschaft passiert. Dieser Mann war ein Gast des Spitals.“ Daran kann man erkennen, daß es in der Kultur von Triest eine Veränderung gegeben hat — eine Veränderung in der Einstellung der Menschen zu psychisch Kranken.

Patienten sind in Wirklichkeit Arbeitslose

Ich stelle mich auch eurer Reaktion hier — nicht wie der Gekreuzigte, sondern wie ein Mensch, der seine Verantwortung auf sich nimmt.

Verstärken wir mit unserer Arbeit die Unterdrückung? Wie es eine Arbeit wäre, die sich der Logik der Kapitalvermehrung unterwirft, wenn sich unsere Arbeit der Entwicklung des „Wohlfahrtsstaats“ anpaßt, dann würde ich zugeben, daß wir Funktionäre dieses Staates sind. Das würde bedeuten, daß unsere Arbeit, statt eine Veränderung zu begünstigen, manipuliert, um eine vom Kapital vorgegebene Ordnung zu stabilisieren. Tatsache ist aber, daß unsere Arbeit ständig neue Widersprüche aufreißt.

Wie schaffen wir zum Beispiel neue Arbeitsplätze für unsere Patienten? In einer Welt voll Arbeitslosigkeit wie dem heutigen Italien erhöhen wir ja durch unsere Entlassungen bloß die Arbeitslosenziffern. Wir decken einen Widerspruch auf, indem wir Patienten entlassen — wir nehmen ihnen die falsche Etikettierung weg.

Wir haben eine Kooperative gegründet, in der ehemalige Patienten Hilfsarbeiten verrichten. Die Behörden schließen Arbeitsverträge mit dieser Kooperative ab — so zwingen wir sie dazu, den Widerspruch aufzunehmen. Wir zwingen auch die Gewerkschaften dazu, diese Personen als Arbeiter wahrzunehmen bzw. als Arbeitslose.

Was tun wir, um diesen Personen die Welt der Unterdrückung klar zu machen?

Wir stellen sie zusammen mit anderen Arbeitslosen in die Situation des sozialen Widerspruchs. Wir schaffen dadurch die Möglichkeit einer Solidarisierung. Wir können nichts anderes tun. Denn wenn wir eine Art Parteischulung machen, eine Polittherapie, dann würde das bedeuten, daß wir aus dem Widerspruch, den wir aufgerissen haben, wieder aussteigen.

Wir wissen, daß das ein Risiko ist für alle diesen schwachen Menschen, für diese Verfolgten, Unterdrückten — aber es ist das Risiko, in dem wir uns eigentlich alle befinden. Natürlich ist es für mich ein geringeres Risiko. Das ist auch einer der Widersprüche, den man nicht mit gutem Willen überwinden kann.

Wir nützen Spielräume, die wir im im Labyrinth der Unterdrückung und Brutalität finden. □

Schluß mit der Geisteskrankenkartei! Resolution

An den Bundesminister für Inneres

Die Unterzeichneten sind entschieden gegen die rechtliche und soziale Diskriminierung psychisch Kranker.

Insbesondere wenden wir uns gegen die Geisteskrankenkartei, in der alle zwangsweise in eine psychiatrische Anstalt jemals eingewiesenen Menschen registriert werden. Diese Kartei dient keinesfalls dem Schutze psychisch Kranker, sondern vielmehr ihrer lebenslangen Abstempelung zu Menschen zweiter Klasse. Sie liegt in allen Bezirksverwaltungsbehörden auf und ist allen anderen Behörden zugänglich. Mit diesem Instrument werden Führerscheine entzogen, Berufsausbildungen — zum Beispiel zum Lehrer — unmöglich gemacht, Pragmatisierungen verhindert, Meisterprüfungen erschwert sowie eine Reihe von anderen schweren menschlichen und rechtlichen Diskriminierungen gesetzt.

Die Unterzeichneten sind sich darüber im Klaren, daß eine auf staatlichen Kontroll- und Zwangsmaßnahmen beruhende Psychiatrie nicht geeignet ist, psychisches Elend zu lindern. Die Registrierung psychisch Kranker stellt in der österreichischen Psychiatrie einen der krassesten Mißstände dar.

Sofortige und ersatzlose Auflösung der Geisteskrankenkartei!

.....
Name (in BLOCKSCHRIFT)

.....
Beruf

.....
Adresse

.....
Unterschrift

.....
Name (in BLOCKSCHRIFT)

.....
Beruf

.....
Adresse

.....
Unterschrift

Die Unterschriftenaktion wurde von der Arbeitsgruppe Demokratische Psychiatrie, Wien, initiiert (Kontaktadresse: Brigitte Herrmann, 1040 Wien, Schwindgasse 3/20). Bitte ausfüllen und an die Redaktion einsenden!

Red.



Hans T.

Irren- pflege

Wie Homosexualität
geheilt wird

Hans T., 25, kam mit siebzehn nach Steinhof und blieb fünf Jahre in psychiatrischen Anstalten.
Sein Defekt: er ist homosexuell.

Ich hab homosexuelle Neigungen, das geb ich zu. Daheim hab ich deswegen Schwierigkeiten gehabt. Meine Mutter hat mich mit einem im Bett erwischt. Einige Tage ist dann diskutiert und gestritten worden — drunter und drüber is gängen. Da war ich siebzehn. Weil meine Mutter gesagt hat, die Homosexuellen gehören alle aufgehängt, hab ich ihr gedroht: Paß auf, wenn du das noch einmal sagst, geb ich dir eine Watschen!

Ich habe ihr keine Watschen gegeben, sondern habe mich hingelegt. Um vier in der Früh werde ich von zwei Polizisten in Zivil aufgeweckt, die mich stoßen und sagen: Geh, kräul außa da und kumm mit! Ich war schockiert. Also bitte, jetzt ist es vier in der Früh, und ich möcht weiterschlafen, hab ich gesagt. Als Antwort haben sie mir die Decke mit Gewalt weggerissen. Meine Mutter ist grinsend im Hintergrund gestanden. Dann habens mich in den Polizeiwagen verfrachtet. Am Kommissariat in der Kopernikusgasse mußte ich sofort in eine Zelle. Meine Mutter war inzwischen beim Polizeiarzt — nicht ich, was ich komisch find. Mir sind sämtliche Sachen weggenommen worden, vom Schuhbandl bis zur Uhr.

Zwei Stunden später ist dann ein Rettungswagen gekommen, Ich hab mich gewehrt. Aber die haben mich gepackt, Schnallen angelegt hinten bei den Händen und auf die Tragbahre gebunden. Die Fahrt ging auf die Baumgartner Höhe: Zweier, Aufnahmestation — das hab ich aber erst später begriffen. Dort bin ich ausgezogen worden, komplett nackt. Dann haben sie mit der Lupe geschaut, ob ich Filzläus hab. Bin in die Badewanne gestoßen worden, dann in ein Bett. Ein Arzt hat mir gleich eine Injektion gegeben, ohne zu fragen, warum ich überhaupt gekommen bin. Angeblich weil ich aggressiv bin, hat er gesagt. Bald war ich benommen und bin hinübergeschlummert.

Nach dem Aufwachen gleich zum Primar Gross, der die Aufnahmen übernimmt. Der hat mich ausgefratschelt, warum es daheim nicht klappt. Ich hab ihm von meinen homosexuellen

Neigungen erzählt, wie das war mit den Streitereien und daß ich meinem Beruf nachgegangen bin. Ich hab immer zuviel Vertrauen zu den Ärzten gehabt. Ich hab mir gedacht, ein Akademiker würde doch anders drüber denken. Dann hab ich schon bemerkt, wie er die Nase gerümpft hat: Na, glauben Sie, daß das richtig ist? Und ich hab geantwortet: Schauen Sie, bei mir ist die Homosexualität nicht in erster Linie der Sex, sondern die menschliche Beziehung. Das ist ja bei Ehepaaren genauso — was soll da schlecht dran sein? Sein Kommentar: Mit mir brauchen S' da drüber nicht diskutieren, weil ich weiß sowieso, wie das ist. Auf jeden Fall ist das nicht normal. Darauf hab ich widersprochen. Gehn S' eben, wenn man mit Ihnen nicht vernünftig reden kann — war seine Reaktion.

Einen Tag später bin ich dann auf den Sechserpavillon gekommen. Da sind die schweren Fälle. Ich wollte Einsicht haben in die Krankengeschichte. Das ist verweigert worden.

Im Saal waren ungefähr 40 Leute. Die Behandlung ist katastrophal. Es wird überhaupt nichts gemacht. Offene Toiletten. Das geht die ganze Nacht. Ich bin neben dem Klo gelegen und hab den ganzen Gestank riechen müssen. Schlafen konnte ich überhaupt nichts. Durch die Pulver habe ich jede Orientierung verloren.

Nach drei Monaten ist dann die Gerichtskommission gekommen, die beurteilen soll, ob die Anhaltung gerechtfertigt ist oder nicht. Ich war nur drei Minuten drinnen. Die haben sich mehr nach der Krankengeschichte gerichtet als nach mir. Was soll ich denen in drei Minuten sagen? Wie soll ich mich verhalten, wenn ich unter dem Einfluß von Medikamenten steh? Ich bin zittrig dort gesessen, der Speichel ist mir runtergeronnen. Wenn die mich so sehen, werden sie sich denken: Ja, der ist wirklich krank.

Der Tagraum war ungefähr 20 Quadratmeter, 30 Leute drinnen, Tische und Bänke — da ist man den ganzen Tag aufgehalten. Keine Spiele. Es gibt ein Schach, aber das kann man mit den meisten nicht spielen. Kartenspiele sind verboten. Was sollst

Der Text entstand aus einem Gespräch, das Michael Hopp und Michael Siegert mit Hans T. führten.

machen? Durch die Injektionen ohnehin beeinflusst, legst dich auf die Bank oder auf die Erd und schlafst.

Besuche von ehemaligen Freunden waren nicht gestattet. Den Grund hab ich nicht erfahren. Ich hab immer wieder gefragt, warum ich drin bin, hab aber nie eine gscheite Auskunft bekommen. Es ist nur immer wieder gesagt worden: Sie sind eben so veranlagt, das ist nicht normal. Natürlich bin ich aufgebraust, weil ich nicht einseh, wieso das nicht normal sein soll. Eines Tages hat mir dann der Arzt gesagt, ich bin aggressiv, ich bin gemeingefährlich, ich hab meiner Mutter gedroht mit einer Watschen, meine Mutter hat sich gefürchtet.

Ich hab gesehen, wie mein Leben schön langsam zerstört wird. Durch die Injektionen bin ich desinteressiert geworden, hab immer nachgegeben, wenn mir die Ärzte was eingeredet haben. Und die Langeweile! Ich hab mich in der Früh gefreut, wenn ich den Kaffee mit dem trockenen Brot gekriegt hab. Die nächste Freude war das Mittagessen. Endlich Abwechslung!

Während der sechs Monate Steinhof habe ich zwölf Elektroschocks gekriegt: Angeschallt ans Bett, unten bei den Füßen, bei den Händen und über die Brust. Wahnsinnige Angst. Ich hab mich gewehrt, und dann ist wieder in der Krankengeschichte gestanden, daß ich aggressiv bin. Du spürst momentan einen Schlag, da hebts dich — dann eine Lähmung überall. Nach dem ersten E-Schock bin ich drei Tage nicht richtig zu mir gekommen. Beim zweiten wars kürzer, beim dritten auch. Nach den E-Schocks hab ich mich an nichts erinnern können. Das dauert Monate, bis man sich erholt — das dauert Jahre praktisch! Von einem E-Schock zum anderen bin ich gar nicht mehr richtig aufgewacht.

Es hat Ärzte gegeben, vor allem jüngere, die haben mir das auch bewußt gemacht. Aber die konnten mir nicht helfen, weil sie unter dem Druck von den anderen Ärzten gestanden sind. Manche Pfleger haben verstanden, daß mit mir viel Unrecht geschieht — sie haben sich am Kopf gegriffen und gesagt, daß sie das selber nicht verstehen.

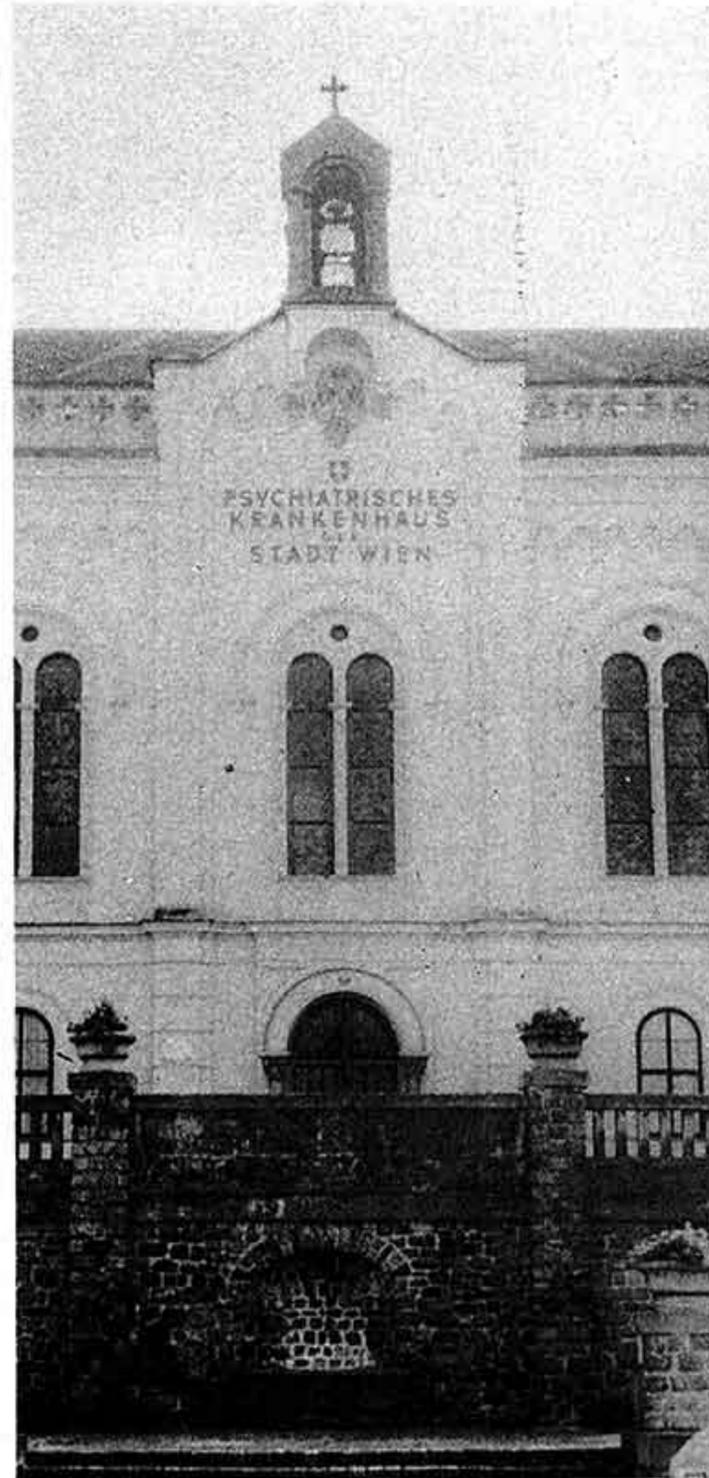
Ich hatte damals einen sehr starken Glauben. Aber den Glauben hab ich mit der Zeit verloren — eben durch die Homosexualität. Warum soll ich in die Kirche gehen und mir die Predigt anhören, wenn ich sowieso nicht akzeptiert werde? Ich glaub immer noch an Gott, aber ich glaub nicht mehr an die Kirche.

Einmal bin ich ausgerissen. Mit der Zeit habe ich „Freisperre“ bekommen, da hab ich im Park spazieren gehen dürfen — aber nicht als einzelner, sondern in der Gruppe. Ein Patient wird bestimmt, der auf die Leute aufpassen muß. Ich hab mir mit einem ausgemacht, daß ich flüchte. Der hat mir das Gewand gebracht. Ich hab mich von der Gruppe unauffällig losgestohlen und bin rausgegangen wie ein Besucher. Nach ein paar Tagen bin ich wieder eingefangen worden. Heim hab ich nicht gehen können, ich hab überhaupt nicht gewußt, was ich tun soll — bis sie mich dann im Rathauspark bei einer Razzia erwisch haben. Da ist die Polizei gleich mit dem Auto durchgefahren, mit Licht.

Wieder Am Steinhof, hab ich dann als Strafe keine Freisperre mehr bekommen. Wenn Patienten sich irgendwie rühren oder mit den Ärzten diskutieren wollen, kriegen sie gleich Medikamente, oder sie müssen als Strafe vom Tagraum ins Schlafzimmer zu den liegenden Patienten.

Warum Strafe? Entweder ist ein Mensch krank, dann kann er nichts dafür, dann kann man nicht sagen: So, jetzt gengan S' strafweise in den Keller hinunter. Patienten haben oft recht, auch wenn manche Unsinn reden. Die Pfleger sind uninteressiert an den Patienten. Sie sitzen im Pflegerzimmer und trinken dort den halben Nachmittag Kaffee. Wie sollen die wissen, was im Tagraum oder im Wachsaal wirklich vor sich geht? Und wenn einmal was ist, kommen gleich mehrere daher, hauen den Patienten nieder. Ab ins Bad, Kalt- und Warmbäder, Schläge in den Bauch. Das sind die Methoden.

Einer ist mit 40 Fieber im Bett gelegen. Er hat sich gewunden und gewunden. Kein Pfleger weit und breit. Die haben im Badezimmer gerade einen anderen Patienten traktiert. Ich klopf an,



Steinhof-dependence in Ybbs an der Donau, Niederösterreich: Das Kloster, in dem Mozart spielte, hält heute die aufgegebenen Fälle der Wiener Psychiatrie gefangen (Fotos Daisy Dsango)



läut bei der Alarmglocke. Niemand kommt heraus. Nach einer halben Stunde machen sie das Badezimmer auf. Sie hören mir nicht zu, warum ich überhaupt pumpere, sondern ziehen mich hinein, reißen mir das Nachthemd ohne Aufknöpfen hinunter, stoßen mich in die Badewanne, kaltes Wasser, Schläge.

Beschwerden kann man sich beim Oberpfleger. Aber das wird nicht angehört. Oft hat der Oberpfleger mehr zu reden als der Arzt. Die Oberpfleger sind schon Jahre dort und führen die neuen Ärzte ein. Sie sagen: Der Patient ist renitent und der schizo. Die Ärzte nehmen das ernst.

Nach dem Ausreißen war ich noch kurz in Steinhof und bin dann deswegen nach Ybbs gekommen. Eines Tages auf einmal

Stuhlabgabe und Blutabgabe. Dann krieg ich mein Packl. Zieh S' Ihna an! Vier andere waren noch dabei. Dann sind wir in ein Kammerl gedrängt worden und haben mit den anderen Patienten nicht mehr reden dürfen. Eine Spritze. Beim Hintertürl hinaus zu einem Autobus. Dann bin ich eingeschlafen. Drei Tage später komm ich drauf, wo ich überhaupt bin: in Ybbs, Psychiatrisches Krankenhaus der Gemeinde Wien, Zweigstelle von Steinhof.

In Ybbs sind 98 Prozent der Pflinglinge lebenslänglich. Da kümmert sich keiner, Visiten sind unregelmäßig und selten. Zum Arzt alle drei Woche zur Depotinjektion. Wenn ich reden wollte mit ihm, hat er immer abgewinkt. Keine Zeit. Viele Ärzte sind noch aus der Nazizeit dort — das erzählen Patienten, die schon jahrzehntelang einsitzen. Manche waren 1940, wie die Geisteskranken vom Hitler ausgerottet wurden, auch schon dort. Damals sind viele Patienten abgeholt worden und nie wieder zurückgekommen.

In Ybbs sind auch andere, ältere Homosexuelle. Alle schon 20, 30 Jahre drin. Wie soll man sich da noch wehren können? Ich kenn einen Patienten von Ybbs, der war einundzwanzig Jahre oben und ist vergangenes Jahr im Dezember von dort abgehaut. Bei Wien haben sie ihn dann wieder geschnappt, da ist er nach Steinhof gekommen und ist nach sechs Monaten entlassen worden. Aber 21 Jahre war er in Ybbs! Wenn er nicht ausgerissen wär, säß er noch immer dort. Am Schluß war er über Fünfzig.

Arbeitstherapie im Winter: Kohleschaufeln und Kohle mit einem Wagerl von der Anstalt in die Ortschaft rausfahren und abliefern. Die Kohle kommt in die Anstalt und wird von dort von den Patienten vertrieben. Monatslohn 50 Schilling [1974]. Wenn ich recht brav war, 100 Schilling mehr. Was die Anstalt von den Privatleuten kriegt, weiß ich nicht. Gearbeitet haben wir von sieben bis elf, dann sind wir Mittagessen gegangen, und von zwei bis vier. 35 Stunden in der Woche. In die Container kommen 50 Kilo rein, und das mußte man oft allein schleppen. Ich mit meinen 55 Kilo ...

Im Sommer hilft man den Angestellten beim Hausbauen. Viele Häuser in Ybbs sind von den Patienten aufgestellt, vor allem Einfamilienhäuser. Dafür haben wir ein Mittagessen gekriegt und ein Packl Dreier. Es gibt Patienten, die als Bauarbeiter ausgebildet sind — die stellen ganze Häuser auf. Sie gelten aber als geisteskrank und schwachsinnig.

Es hat immer geheißt, es ist besser, arbeiten zu gehen. Da kommt man leichter raus.

Es gibt ein Pflegeheim in Neulengbach, dorthin kommen Patienten aus Steinhof, die eine hohe Pension haben, so zehnbis zwanzigtausend Schilling. Als Helfer in Haus und Garten kommen dorthin Patienten von Steinhof und Ybbs, Verkalkte und so, die herumgehen können, nicht im Bett liegen müssen. Es sind etwa zehn. Das übrige Personal kommt aus der Umgebung, ist ohne Ausbildung. Ich habe zwei Jahre nach meiner Entlassung vier Monate dort gearbeitet: Zusammenräumen, Essen austeilen. Ich bekam dreitausend netto monatlich. Die Patienten, die dort arbeiten, kriegen nur ein Taschengeld.

Patienten, die in Ybbs auffallen, kommen in die Fünferabteilung im Keller unten. Einzelzellen aus Stein. Den ganzen Tag im Nachthemd, ohne Decke. Strafweise gibts eine Woche lang nur Suppe.

Ein Arzt hat immer gesagt, die Homosexualität ist heilbar, es gibt ein Mittel, mit dem man sie wegstriegt. Das ist versucht worden, ich hab verschiedene Injektionen gekriegt. Die haben Depotwirkung. Da hat man sexuell überhaupt keine Gefühle mehr. Die sollten drei Wochen wirken, aber bei mir hats immer schon nach zwei Wochen nachgelassen. Dann ist aus mir alles herausgeströmt: Ich wollte Bücher lesen — hab ich nicht können: Konzentrationsschwäche. Ich wollte mich sexuell betätigen. Ist ja menschlich. Ist nicht gegangen. Ich wollt alles auf einmal nachholen, weil ich mir gedacht hab, ich hab nur ein paar Tage Zeit, und das möcht ich jetzt schnell ausnützen. Ich hab mich gegen die Injektionen gewehrt. Aber die kriegt man ja mit Gewalt. Drei Pfleger haben mich dabei festgehalten. Die Hände

wurden mir nach hinten gerissen, daß ich schon geglaubt hab, der kegelt mir den Arm aus. Beschimpfungen ...

Wenn einer nicht aufstehen will, wird ihm die Decke weggerissen, und das Bett wird umgekippt. Es kommt auch vor, daß sie ihm kaltes Wasser drüberschütten. Ein Glas Wasser, keinen Kübel — sonst würde die Matratze naß.

Manche Pfleger haben Vorurteile gehabt wegen meiner Homosexualität. Die haben dann die anderen Pfleger eingeschüchert: Bist ein Warmer, weil du dich mit dem abgibst? Und die haben dann gesagt: Na, zuviel wollen wir uns mit dir doch nicht abgeben, weil sonst kommen wir in den Verdacht, mit dir was zu haben. In puncto Sexualität hat sich ja einiges abgespielt in Ybbs; ich kenne auch einen Fall zwischen Patientin und Pfleger. Ich hab mir gedacht, gut, wenn man jemanden hat, dann kann man eben doch, hat auch seine Freud.

Es gibt Statistiken, wie viele Patienten in eine Klinik kommen, aber wie viele davon Selbstmord begehen — so eine Statistik



Pforte zur Vorhalle in Ybbs (oben), Patienten bei Bauarbeiten in Ybbs (unten). Der eine (links) ist schon zwanzig Jahre da

gibts nicht. In den vier Jahren Ybbs hab ich ungefähr 20 Selbstmorde miterlebt. Geh ich aufs Klo — hängt einer am Spülkasten. Ich hab unheimlich geschrien. Dann hab ich den Spiegel im Klo zusammengehaut und versucht, ihn herunterzuschneiden. Zehn Minuten später sind die Pfleger gekommen. Die haben mich so geprügelt, daß ich voll blauer Flecken war. Die erste Frage war, warum ich den Spiegel eingehaut hab. Und dann haben sie mir von den 50 Schilling Arbeitslohn noch 30 gestrichen — für den Spiegel. Für die Ärzte war ich wieder aggressiv, weil ich den Spiegel eingehaut hab. Ich bin dann in die geschlossene Abteilung versetzt worden.

Der war wirklich tot. Er ist mir nahegestanden. Er hat mir immer aus seinem Leben erzählt, wie glücklich er mit seiner Frau zusammengelebt hat und was er hat alles machen können, und jetzt kann er das alles nicht mehr. Ich hab ihm gesagt, daß Gott das einteilt, daß der eine Mensch eben so ist und der andere so. Wenn alle gleich wären, wär die Welt auch nicht interessant.

Drei Tage später hab ich den Selbstmordversuch gemacht. Ich hab mir am Abend im Bett die Pulsadern aufgeschnitten. Mein Nachbar hats beobachtet, ohne daß ich ihn gesehen hab. Er hats den Pflegern gemeldet, und die waren ausnahmsweise gleich da. Dann bin ich ins Gitterbett gekommen. Drei Tage lang. Es hat sich kein Arzt interessiert, warum ich das gemacht habe. Den hab ich erst wieder gesehen, wie ich zwei Wochen später zur Injektion gekommen bin.

Nach einem Jahr in psychiatrischen Anstalten wird man automatisch entmündigt. Meine Mutter wurde mein Vormund. Sie hatte die Macht, mich rauszuholen. Sie hätte die Verantwortung übernehmen müssen, einen Revers unterschreiben. Sie hat mir den Vorschlag gemacht: Wenn du die homosexuellen Neigungen aufgibst, nehm ich dich raus. Du suchst dir ein Madl, und ich helf dir weiter.

Aber da mir schon alles egal war, hab ich gesagt: Nein, ich will mich nicht ändern, ich fühl mich nicht krank, ich bin nicht krank, ich bin, wie ich bin, ich will so sein, wie ich bin. Ich tu ja damit niemandem was Böses. Ich will arbeiten und mein Leben leben. Daraufhin hab ich drei Jahre nichts mehr gehört von ihr.

Meine Mutter ist normal. Aber wir sind vier Kinder, jedes Kind von einem anderen Vater. Meine Mutter ist jahrelang am Strich gegangen.

Eine Ärztin hat sich sehr eingesetzt für mich. Aber das war leider eine Frau, sie sich in der Hierarchie dort überhaupt nicht durchsetzen konnte. Zum Schluß ist sie selber von den Ärzten angegriffen worden: sie sei hysterisch, nervös, sie hält das nicht aus mit den Patienten. Es kommen immer wieder Ärzte, die was ändern wollen. Das wird aber nicht anerkannt. Der Arzt geht dann entweder von selber, oder es werden ihm solche Schwierigkeiten gemacht, daß er sowieso bald den Hut draufhaut.

Im letzten Jahr bin ich durch gute Führung auf die Siebenerabteilung gekommen. Dort ists etwas freier: Es gibt Messer und Gabel, und innerhalb der Abteilung sind die Türen nicht verschlossen. Ich hab dann einen Pfleger kennengelernt, der mich recht gern gehabt hat. Beim Nachtdienst hat er von mir gewisse sexuelle Praktiken verlangt. Ich hab dafür von ihm Zigaretten, Kaffee und andere Vergünstigungen gekriegt. Er hat mich zur Arbeit außerhalb abgeholt, und ich hab nichts arbeiten brauchen. Er hat in die Rapportbücher geschrieben, es sind keine auffälligen Tendenzen mehr da, ich verhalt mich ruhig, ich geh arbeiten und so weiter. Er war verheiratet und hat Kinder gehabt. Das erste Mal hats mir vielleicht imponiert. Aber dann nicht mehr. Er war nicht mein Typ.

Meine Mutter hat aufgrund der Berichte vom Pfleger gehört, ich paß mich überall an. Sie hat dann gesagt, ich kann bei ihr wohnen. So bin ich rausgekommen, als „nicht mehr anstaltsbedürftig“. Man hat mir geraten, in der Beratungsstelle in der Längenfeldgasse weiterhin meine Spritzen zu holen.

Bei meiner Mutter hats dann wieder Schwierigkeiten gegeben. Ich wollte natürlich weggehen nach der Arbeit — die ewige Fragerei, wo ich hingeh. Ich hab nicht mehr als Friseur arbeiten können, weil ich durch die ganze Affäre die Berufsschule unter-

brechen mußte. Ich hab versucht, wieder unterzukommen, aber jeder hat gefragt: Wo waren Sie? Jetzt sag, daß du krank warst oder daß du in der Psychiatrie warst. Dann heißt gleich wieder: Nein, wir brauchen Sie nicht. Ich hab dann doch eine Anstellung

Homosexuell, also geisteskrank

In allen Eingaben ist nebenstehende
Geschäftszahl anzugeben

Geschäftszahl [...]

Beschluß über die Anhaltung in einer geschlossenen Anstalt

Das Bezirksgericht Ybbs beschließt:
Die weitere Anhaltung des Hans T., geb. [...] wohnhaft gewesen,
zuletzt in Wien [...] derzeit in der Heil- und Pflegeanstalt der Stadt Wien in Ybbs
in einer geschlossenen Anstalt ist zulässig.

Die Wirksamkeit dieses Beschlusses erlischt mit Ablauf
von 3 Monaten.

Die Kosten des Anhaltungsverfahrens im Betrag von
167 S 35 g sind von dem Angehaltenen zu ersetzen.
Sie sind uneinbringlich.

Begründung:

Nach dem Gutachten des gerichtsarztlichen Sachverständigen Prim. Dr. Johann Zegg, Öhling bei Amstetten, handelt es sich beim Angehaltenen um einen unter Psychopharmaka stehenden alten schizophrenen Prozeß mit homosexuellen Neigungen, die derzeit vorhanden sind. Er ist geisteskrank, seine weitere Anhaltung ist gerechtfertigt.

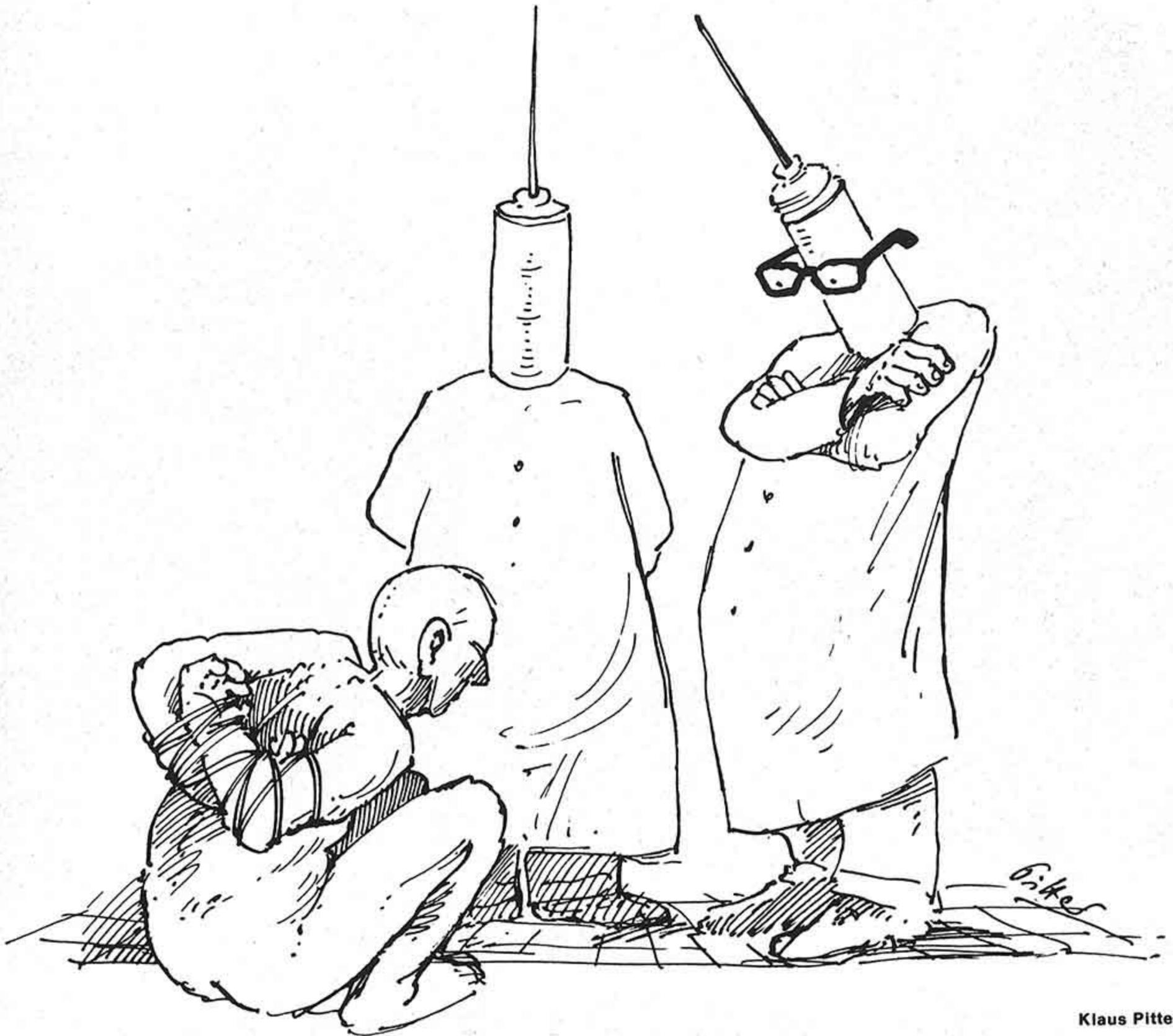
Eine Entlassung aus dem Psychiatrischen Krankenhaus auf Grund eines Gerichtsbeschlusses ist nach der Entmündigungsordnung nur bei Geistesgesundheit des Angehaltenen möglich.

Die Kostenentscheidung gründet sich auf § 59 EntmO.

Bezirksgericht 3370 Ybbs
am [...]
[Stampiglie, Unterschrift]

Zur Nachricht. Gegen den Beschluß über die Anhaltung in einer Irrenanstalt steht dem Angehaltenen und dessen Vertreter sowie dem beim Amte der Landesregierung zur Irrenpflege bestellten Sanitätsorgan das Recht des Rekurses zu. Der Rekurs ist innerhalb der nicht erstreckbaren Frist von 14 Tagen bei dem Bezirksgericht anzubringen.

Die vage Diagnose „schizophrener Prozeß“ gegen Hans T. kaschiert nur unzulänglich den wahren Anlaß seiner psychiatrischen Inhaftierung: seine Homosexualität. Die Einspruchsfrist von 14 Tagen kann dadurch versäumt werden, daß man den Patienten das Papier — wenn überhaupt — erst später aushändigt. In einer Fußnote offenbart uns das Amt, daß es „Irrenanstalten“ unterhält, wo „Irrenpflege“ betrieben wird. (Wie haben alle Daten ausgelassen, die zur Identifizierung dienen könnten; amtliche Eintragungen in den Vordruck sind kursiv gesetzt)



Klaus Pitter

gekriegt, aber das ist nicht gegangen, ich kann mich nicht genügend konzentrieren.

Durch die Injektionen hab ich auch gesundheitliche Schäden abgekriegt: schlechte Zähne, Abmagerung. Ich hab schon öfter mit der Ärztin bei der Beratungsstelle geredet: Kann man das nicht vermindern? Sie: Nein, nein, da würds Ihnen gleich wieder schlechtgehen. Das Mittel heißt Fluanxol. Jetzt gerade bin ich ja auf der Höhe. Aber in einer Woche kann man mit mir nicht reden — da kann ich mich nicht mehr konzentrieren. Die Ärztin sagt, die Spritzen sind gegen Homosexualität, Depressionen und daß ich nicht erregt werde. Sie brauchen die Spritzen genauso wie ein Diabetiker sein Insulin. Also das heißt, daß das nicht aufhört in absehbarer Zeit. Ich krieg jetzt schon acht Jahre das Präparat.

Auf mein Sexualleben wirkt sich die Spritze so aus, daß ich während der Wirkung zwar fähig bin, mir aber überhaupt keine Vorstellungen machen kann. Es kommt kein Sperma. Oder ich interessiere mich tagelang dafür überhaupt nicht. Und nach zwei Wochen, wenn die Injektion nachläßt, hab ich doch wieder einen starken Drang. Die letzten drei oder vier Tage, wo ich die Wirkung nicht spüre, da kann ich oft drei oder vier Stunden vor einem Buch sitzen — ich freu mich und erleb das mit. Derzeit les ich „Alexander der Große“, dann Bücher von Alexander Ziegler, vom André Heller, naturhistorische Bücher les ich auch gerne. Ich versuch dann, bei der Wirkung der Spritze weiterzulesen — nach drei Zeilen interessiert mich nicht mehr.

Oft glaub ich schon selber, ich bin nicht mehr gesund. Ich habe eine Zeitlang in Hietzing gewohnt. Die Ärztin hat mich gefragt, was ich so mach. Hab ich gesagt: Wissen Sie, ich geh am Abend gern spazieren und genieße die frische Luft und schau mir die Villen an mit ihren Verzierungen. Ihre Antwort: Na, interessiert Sie das Fernsehen nicht? Es wär offenbar gscheiter, ich wär daheim vorm Fernseher.

Ich wohn jetzt drei Jahre mit einem Freund zusammen. Er ist bald 40, Beamter und denkt sehr konservativ. Er sagt, geh halt hin zur Ärztin, vielleicht is besser so. Die Freundschaft ist vielleicht dadurch aufgebaut, daß ich bei ihm wohnen kann. Bei ihm hab ich eine gewisse Sicherheit.

Ich bin arbeitsunfähig geschrieben und bekomme eine Unterstützung von 2.804 Schilling netto. Dann mach ich noch bei zehn älteren Leuten Besuche und räum ihnen zusammen. Da verdien ich mir was dazu.

Wenn ich mir eine enge, weiße Hose anziehen will, sagt mein Freund: Nein, mit mir gehst du so nicht fort. Aber bei den anderen gefällt's ihm. Er verbietet mir, in die Schwulengruppe zu gehen. Wenn er am Abend heimkommt, muß ich mich verstellen. Mir tut das nicht gut, wenn ich dauernd Verstecken spielen muß. Ich will nicht von Leuten abhängig sein. Ich will allein wohnen, mir genügt ein Einzelzimmer. Ich nähme mir gern einen Hund — da hätt ich auch eine Ansprache. Ich bin draufgekommen, daß Hunde Menschen verstehen. □



Eva P.

In der Scheiße

Erzählungen aus dem Steinhof

Einlieferung

Dann haben s' mich überführt nach Steinhof. Dort hat mich dann der Herr Primar empfangen, und der hat gesagt: Na, jetzt wirst eine Zeitlang bei uns bleiben müssen. Was du treibst, das ist nicht in Ordnung. Du wirst viele Medikamente brauchen. Ich hab ihn gefragt, also ich hab ihm gesagt: Schauen Sie, ich habe überhaupt nichts gemacht. Ich hab herumgetrampt. Ich bin eigentlich nur herumgefahren, weil ich in der Natur sein wollte und eben weil ich künstlerisch tätig bin und mal', und ich möcht wieder — als Fotomodell auch wieder weiterarbeiten. Dann sagt er: Warum hab ich das nicht ununterbrochen gemacht? Hab ich

Der Text stammt aus mehrstündigen Interviews, die *Werner Kofler* mit einer ehemaligen Patientin des Wiener Psychiatrischen Krankenhauses auf der Baumgartner Höhe (Steinhof) gemacht hat. Eine Montage dieses Interviews wird im Radio in der Feature-Sendereihe von *Alfred Treiber* zu hören sein: am 3. August 1977 um 17.10 Uhr in Ö 1, Wiederholung am 18. Dezember um 15.05 Uhr in Ö 3.

gesagt: Das hat mich nicht mehr gefreut, ich wollt schöpferisch tätig sein. Sagt er: Na ja, du weißt, daß die Künstler alle nicht ganz normal sind. Sag ich: Was hab ich? Sagt er: Na ja, du bist ... du hast ... deine Persönlichkeit hast du verloren.

Ich bin vom Dreierpavillon, von der Aufnahme, vom Aufnahmepavillon bin ich dann in den Elferpavillon überführt worden mit der Rettung, und dort bin ich dann dem Stationsarzt überwiesen worden, der hat mir dann noch einmal Blutdruck gemessen und Puls, und da hat er festgestellt, daß ich einen sehr niedrigen Puls hab, und da hat er mir geben Godrom, und dann hat er g'sagt, daß ich ein Dämpfungsmittel brauch für meinen Geist, und dann hat er mir verschrieben Truxal, das was ich dann eine halbe Stunde drauf mit dem Löffel bekommen hab. Auf der Dreierstation hab ich gebeten, daß man mir mein Nylonsackerl nicht wegnimmt, weil da hab ich drinnen ein paar Bücher g'habt, das was ich schon erwähnt hab und — auf einmal bin ich draufgekommen, daß sie mir das Packerl weggenommen haben. Samt meinem Composé, das ist ein Bild, wo ich als Fotomodell arbeite, das hab ich immer bei mir g'habt, und das haben sie mir auch weggenommen und meine Bücher und meine Zeitschriften ...

Bettklosett

Es ist ein großer Saal, und in dem Saal ist mein Bett gestanden, und es war in drei Kojen abgeteilt, und mein Bett ist also das zweite Bett gewesen, und da hast genau aufs Scheißhaus gesehen. So ein Zimmerklosett. Es schaut aus wie ein Pissoir. Ausgesprochen wie ein Pissoir. Mit einer Tür, die ununterbrochen quietscht und wo die wirklich kranken Leute ununterbrochen hinein — ich weiß nicht, was das ist, wahrscheinlich auf die Medikamente hinauf, ununterbrochen scheißen, ununterbrochen, und das Häusl ist von oben bis unten angeschissen — und das ist im Zimmer, im Krankensaal drinnen, und das stinkt bestialisch, und zwar ... sie machen auch daneben, ja, und das hat einen G'stank, also wirklich: wie im Leichenhaus, stell ich mir so vor, ich war noch nie im Leichenhaus. Apropos Leichenhaus: Es sterben dort ... fast jeden Tag stirbt dort irgend jemand. Und vor den Patientinnen werden die Leichen dort gewaschen.

Elektroschock

Da muß man nüchtern sein. Also: Da kriegt man kein Essen, da ist man ganz nüchtern. Aber Medikamente kriegt man schon. Also nüchtern, und es wird gemacht so was zwischen zehn und halb elf. Da muß man ganz ruhig sein, manche kriegen Injektionen vorher — ich hab aber nie eine bekommen. Mich haben sie so eingeschätzt, daß ich sowieso ein bissl weggetreten bin, aber ich hab genau g'wußt ... Ich war insofern weggetreten, so abwesend — aber so abwesend war ich ja gar nicht. Ich hab nur so eine wahnsinnige Angst gehabt vor den Schocks, daß ich weiß war, und gezittert hab ich am ganzen Körper — und sie haben mich brauchen gar nicht irgendwie beruhigen, weil ich sowieso — ich war so vorbereitet auf diese Zeremonie, daß ich also —, daß sie mir nix geben haben brauchen. Ich hab nur furchtbare Angst gehabt. Und da kommt man in ein Zimmer, da kommt —



George Grosz: Blütiger Karneval



George Grosz: Aufstand der Irren (1915)

grüne Rollos werden runtergelassen, ein Paravent, ein ganz großer Paravent, wo Leintücher gespannt sind — da stehen die Ärzte. Drei Ärzte und drei Schwestern. Die Oberschwester ist dabei ... die Oberschwester ... da sagen sie ... Da steht eine Sauerstoff-, wie sagt man? — eine Sauerstoffflasche dort, und die Schwester sagt: So, jetzt legst dich da auf das Bett, und da fährt sie mit einem Wattebausch, einem nassen, über die Stirne, im Mund gibt sie einem einen Gummi, da sagt sie: Fest zubeißen! — und dann fährt sie mit der Watte, mit der nassen, noch einmal über die Stirn, und dann spürt man nur mehr so was Kaltes auf den Schläfen — dann is man weg. Da weiß man nix mehr. Da weiß man überhaupt nix mehr. Manchmal hab ich g'spürt so furchtbar heiß, so daß ich geglaubt hab, mein ganzes Hirn ist voller Feuer. Wie wenn alles irrsinnig brennen würde. Das Ganze würde brennen.

Und da wacht man dann auf nach drei Stunden ungefähr, liegt man auf dem Bett, und man wacht auf, und da liegen so sechs, sieben Leute nebeneinander, die Schocks bekommen haben — und manche schlafen noch länger. Die liegen noch ... Das ist ja kein Schlafen, sondern das ist bewußtlos. Vollkommen in Bewußtlosigkeit wird man da hineingeschockt. Und wenn man aufwacht, hat man einen ausgesprochen roten — einen furchtbar roten — Kopf, so aufgedunsen, die Augen ganz rot und wahnsinnige Kopfschmerzen. Die ärgsten, was man sich vorstellen kann. Und ich hab gewußt, daß ich Schocks bekommen hab, und hab mir sofort meine Hefte wieder zusammengesucht und hab sofort angefangen, wieder zu lesen, was ich also erlebt hab in meinem Leben. Mit dem wollen sie erreichen, daß ich alles vergiß, was ich gemacht hab in meinem Leben. Daß ich in der Klinik neu aufgebaut werde. Und das wollt ich auf keinen Fall zulassen. Vielleicht, daß ein bissl was zurückgeblieben ist. □

Wir müssen uns schämen über unseren Sozialismus

Volksgehässigkeit spürt man von dieser pick-feinen Regierung

An das
NEUE FORVM
Christen + Sozialisten

Möchte Sie höflich ersuchen, ob Sie meinen teilweise etwas groben Brief veröffentlichen wollten.

Bibelsprüche: Gott läßt wohl sinken, aber nicht ertrinken.
Kämpfe nicht gegen deine Feinde,
wehre dich wohl durch das Ansehen in deiner Freundes-
gemeinde.

Suche Frieden und meide den Haß, trage aufrechte Gesinnung,
das will Gott, dient zur Verständigung und ist daher des richtigen
Erzes Gewinnung.

Haße die Fehler und nicht den Menschen.

Bete für deine Feinde, zu deinem eigenen Gelingen,
denn Gott wird durch dein Gebet Kraft und Versöhnung dir bring-
en.

An Gottes Segen ist nämlich alles gelegen.

Such Gottes Gnade, dann erst in die Welt hinaus trabe.

Wie erreicht man die Gnade,

durch das Beten und gute Werke, da ist einem nicht fade.

Liebe deine Feinde, tue denen Gutes, die dir Böses tun;

ich bin deswegen nicht weise, wer anders denkt, ist irre.

Tapfer durchhalten und alles für Gott wagen,

wer gerecht ist, braucht nicht zu verzagen,

mit Maß und Ziel erreicht man an Weisheit viel.

Der Kardinaltugenden gibt es vier,

Tapferkeit, Gerechtigkeit, Maßhalten und Weisheit, sie sind
schon hier.

Im Krieg ist manches erlaubt,

ewig lebt sicher, wer eifrig sich bemüht und an Gott glaubt.

Der Krieg hat andere Statuten,

doch du sollst dich nach der Glaubenslehre sputen.

Hast du ein rechtes Ideal,

red's in die Runde doch einmal,

kannst du's aus dem Evangelium begründen,

dann wird es in jede Seele münden;

verlier auch nicht den Mut,

denn ein Ideal tut jedem Menschen gut.

Liebe deinen Nächsten, das sei deine Zier;

wir sind auf Gott eingestellt, und Gott ist noch hier.

Ehrlichkeit, Fleiß, Gerechtigkeit und Gutmütigkeit anstreben,

was dir noch fehlt, legt dir Gott dann daneben.

Opfere auf für Gott und deine Lieben deinen Kummer und
Schmerz,

dann nehmen zu Lebzeiten schon in Besitz die Engel dein Herz.

Das Leben ist kurz, die Ewigkeit lang,

nütze die Zeit, dann wird dir nicht bang.

Auch im Unwetter des Lebens schenken wir Gott unsere Huld,

hilf uns hiebei, o Engel der Geduld.

Schmerzen des Leibes, und zugleich der auf Gott gerichteten
Seele Wonne.

Dies hat geschrieben eine Nonne.

Der Ausspruch des Kriegshetzers und Sozialistenfeindes, der
Ausspruch der Dummheit und Teufelei Kardinal *Spellmanns*:
„Es gäbe nur Frieden, wenn Amerika den Krieg gewinnt.“ Nun
Amerika hat den Krieg in Vietnam nicht „gewonnen“. Aber ein
Kardinal müßte wenigstens den Bibelspruch kennen: „Fange an
für deine Feinde (als solche sieht er's ja an, auch Täuschung)
aufrichtig zu beten, dann ebnet Gott die Wege zur Versöhnung.“
Welche Seite vertritt das richtige Ideal, dies muß ein Kardinal der
katholischen Kirche erkennen „können“, aber ganz komplett.
Ein Soldat (Töter) ist halt nur schwer auf die Wege Gottes zu
bringen. In Friedenszeiten kann man sich leicht an das Evange-
lium halten; zu Kriegszeiten hat man andere Gesetze. Zu Kriegs-
zeiten stimmt nämlich die katholische Anschauung nicht! Unter
anderem ein Grund — der Hauptgrund ist, daß die kath. Kirche
das falsche Gesellschaftsideal anstrebt (und zwar bomben-
sicher) —, daß die kath. Kirche auch verfolgt wird, soweit sie sich
an die Anordnungen des Staates nicht hält. Der Staat der Staa-
ten muß richtige Befehle geben und empfängt halt nicht gerne
welche, er kann nicht Spionage und Sabotage dulden.

Trotzdem drückte Professor *Riegler* (Steyr) es richtig aus:
„Für je einen sozialistischen Funktionär ein Theologe zur Ausbil-
dung der Jugend. Die Jugend gehört in ein hartes Trainingslager
um sie zu Führungskräften heranzubilden, sodaß sie den Proble-
men der Zeit gewachsen ist. Für die Jugend ist nichts zu gut. Sie
soll eintreten mit Kraft für Gott und sein Urchristentum.“ (Wir
nennen dies heute Sozialismus.)

Zu Österreich möchte ich kommen, solange wir solche Abtrei-
bungs- und Homosexualitätsgesetze haben, liegt ein schwerer
Fluch auf uns, dies bewirkt eine gewaltige Verirrung bei uns
selber, und wir müssen uns schämen über unseren Sozialismus.
Solche Schandgesetze müssen eingesehen werden, da muß
man Einsicht zeigen, Besonnenheit und schnellstens wieder
weg mit diesen Gesetzen. Sie sind gegen jede Moral. Wir bringen
uns ja charakterlich um und können dann nichts Richtiges mehr
leisten. Wenn das nicht erkannt wird in der Regierung, steuern
wir in Österreich einem Chaos zu ohne es mehr bewusst zu wer-
den. So schaut der Sozialismus leider, leider nicht aus. Das sind
Schandgesetze und daher ein gewaltiger Ausrutscher der noch
jungen und unreifen sozialistischen Regierung. Durch diesen
neuen Gesetze wurde das Ansehen, die Ehre des österr. Arbei-
ter-Standes schwerstens, von der eigenen, komplett unwürdi-
gen, unfähigen Parteiführung selber geschändet. „Traurige Zei-
ten“ für den sehr braven ö. Arbeiter-Stand wurden dadurch, und
bombensicher, heraufbeschworen. (Eine ganz stolze Regie-
rung.) Diese Gesetze hätte die ÖVP auch machen können, dazu
brauchen wir Nicht-Sozialisten. (Damit man den Unterschied
erkennt, daß er offensichtlich wird.) „An ihren Früchten werdet
ihr sie erkennen.“ (Das ist die Bildung unserer höchsten Staats-
funktionäre.)

„Töricht mache ich die Weisheit der Weisen.“ (So steht's in
unserer Bibel.) Gab es in Österreich nichts Wichtigeres zu
bestimmen? Ein von Gott verfluchtes Gesindel, werden sie uns
verschreien, mit Recht. Mir fehlen jetzt erst die Worte. Soll das
wahre, solide Wissen dem Arbeiter noch länger verschlossen
bleiben? Haben „wir“ uns das verdient? Wir müssen feststellen,
die von unserem Geld finanzierten, verbildeten Funktionäre sind
uns nichts, aber auch keine Freude vergönnt. Volksgehässigkeit
spürt man von dieser pick-feinen Regierung.

Wir lassen uns keine Wege verwehren,
und werden uns um diese Gesetze nicht scheren.
Wenn Gott diese Führer (Verführer) abberuft werden wir sie
leicht können entbehren,
Sie in Zukunft nicht ehren, das kann uns niemand verwehren.
Wir gehen unseren Weg, und führt er über Stein und Steg.
Wir werden diese Verführer des Volkes (beider Seit's) noch
sehen büßen,
werden sie auch nicht wollen kennen, die „süßen“,
denn sie haben uns die Wege verstellt,
sie mögen standhalten, wenn für sie das Richterwort bellt.

Jeder ist zu stolz um sich belehren zu lassen,
so münden halt alle in die dunklen Gassen.
Jedem ist das sein Recht, wenn er's nicht glaubt, daß es ihm geht
dann schlecht.

Jedes würfelt seine Zahl und der Teufel hält sein Mahl.
Alles will nur in Luxus leben und nicht mehr Besinnung, Besorg-
nis, Verstehen, Mitleid und Vernunft anstreben.
Alles will nur Überfluß haben und die Hungernden in den unter-
entwickelten Ländern werden gefressen von den Geiern und
Raben.

Alles will nur in Freiheit leben, u. der Teufel will ihnen noch Nar-
renfreiheit geben.

Denn Dreckschweinen wollen die Zähne nicht wackeln, und wir
müssen gehen für diese hackeln.

Mit freundlichem Gruß,

N. N.*)
Landeskrankenhaus Mauer
Niederösterreich

Hilfe, und nicht Spott,
das will von dir Gott!

*) Der Name ist der Redaktion bekannt

Detlev Spalt

Die Selbstmord-schaukel

Arroganz und Ohnmacht der Psychiatrie

Wer stirbt im Knast?

Es gibt rund 50.000 Gefangene in der BRD. Aber nicht jeder überlebt seine Haftzeit. In den Gefängnissen der BRD sterben etwa 60 bis 80 Menschen jährlich durch eigene Hand: alle fünf Tage einer. Die Zahl der Selbstmorde unter Gefangenen ist etwa sechsmal so hoch wie in der Gesamtbevölkerung. Noch größer ist die Zahl der versuchten Selbstmorde in den Gefängnissen. Die offizielle Justizstatistik der BRD gibt etwa 400 „ernsthafte Selbstmordversuche“ im Jahr zu: durchschnittlich mehr als einen pro Tag.

Wer sind diese Gefangenen, die im verborgenen sterben? Keineswegs nur jene, die einen bewußten, teils politisch, teils humanitär begründeten Kampf gegen das Vollzugssystem führen — etwa *Holger Meins, Heinz-Detlev Krieger, Hans Rohmoser, Ulrike Meinhof* — deren Sterben geschieht ja nicht im verborgenen. Auch nicht nur jene, die sich im fruchtlosen legalen Einzelkampf gegen ihre Vernichtung aufgerieben haben — wie etwa *Horst Rackow*, der sich am 13. Juni 1976 nach mehr als fünfjähriger U-Haft im strengen Einzelvollzug eine Plastiktüte über den Kopf zog —, auch ihr Tod wird bekannt.

Im verborgenen sterben diejenigen, die keine indirekten Formen des Widerstandes, der Gegenwehr besitzen, die nicht an Verwandte, Freunde, Behörden, Zeitungen schreiben können, um Verbündete oder ihr „Recht“ zu bekommen. Die sich allenfalls direkt wehren, indem sie unmittelbar mit physischer Gewalt gegen Bedienstete, gegen die Zelle oder eben gegen sich selbst vorgehen.

Die Justiz versucht, das heimliche Sterben in ihren Gefängnissen vor der Öffentlichkeit zu verbergen — so erspart sie sich peinliche Fragen. Kommt der Tod eines Gefangenen trotzdem an die Öffentlichkeit, so üben sich die Behörden in Informationssperre, Verschleierung und Selbstbestätigung. „Wenn einer sich ernsthaft im Knast umbringen will, dann können wir das nicht verhindern“ — räumt jeder Anstaltsleiter und jeder Justizpolitiker ein. Wichtiger als das Überleben des Gefangenen ist der ungestörte Strafvollzug. Der Tod des Häftlings wird einkalkuliert. Die Justiz nimmt keine Rücksicht, sonst müßte sie früher oder

später fast jeden Gefangenen wegen Haftunfähigkeit entlassen. Das System würde sich selbst in Frage stellen. Daraus wird klar, was man von den Parolen der „Resozialisierung“ und der „Humanisierung“ im Strafvollzug zu halten hat.

Man muß also Einzelfälle diskutieren. Die Staatsgewalt gegen Abweichler aller Art rechtfertigt sich aus sich selbst heraus: mittels der von ihr provozierten Gegengewalt. Von der Ausübung staatlicher Gewalt, von der Vernichtung menschlicher Existenz im Strafvollzug handelt der folgende Bericht. An einem authentischen Beispiel wird demonstriert, wie in den Gefängnissen der BRD auf legale Weise Menschen zerstört werden und welche Rolle Ärzte, Presse und Politiker dabei spielen.

Normalerweise ereignen sich solche Vorfälle in der Verborgenheit der Gefängniszellen, hinter undurchdringlichen Mauern, in Einsamkeit, Verzweiflung, Elend und ohnmächtiger Wut. Daß uns der Fall Jürgen bekannt wurde, ist purer Zufall und erlaubt uns einen Einblick in Wirkung und Methode staatlicher Gewaltausübung. Je mehr man erfährt, desto besser wird die These *Michel Foucaults* belegt, die Medizin sei „zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Funktion geworden, die das Recht durchdringt und in Gang hält. Es konstituiert sich so etwas wie ein juristisch-medizinischer Komplex, der gegenwärtig die wesentliche Form der Macht ist.“

Fall Jürgen: Der angekündigte Selbstmord

Mitte Mai 1976 erhielten wir¹ einen Brief des Gefangenen *Jürgen*.²

„Mein psychischer Zustand hat sich weiterhin stetig geschlechtert. ... Ein Gespräch mit dem Nervenarzt wäre also unbedingt erforderlich gewesen. Doch statt dessen erhalte ich jetzt Eatan-Tabletten, die noch stärker wie Mandrax sind. Trotz dieses Medikamentes unternahm ich am Mittwoch auf Donnerstag nacht einen Selbstmordversuch. Wie Ihnen bekannt ist, bin ich in einem Krankensaal des Anstaltslazarettes untergebracht. Der Saal ist voll belegt. Es gibt in diesem Saal eine separate Toilette, welche sich auch verschließen läßt. Ich wartete, bis alle am Schlafen waren, und hängte mich dann am Entlüftungsrohr

mittels meines Gürtels auf. Der Gürtel ist aber, anscheinend belastet durch den Sprung vom WC-Becken, gerissen. Durch den Fall ist einer der Mitgefangenen wach geworden und hat mich dann aufs Bett gelegt. Jedenfalls kam ich erst wieder zu mir, als ich auf dem Bett lag.“

„Dieser Mitgefangene hat den Vorfall dann auch am nächsten Tag gemeldet. Der Anstaltsleiter kam daraufhin zu mir und ordnete die Unterbringung in einer Beruhigungszelle an. In der B-Zelle gibt es nur Steinboden und eine Matratze. Als Abort ist ein Loch im Boden. Ich muß jetzt jede Nacht in der B-Zelle zubringen. Das heißt, abends werde ich von 6 Beamten in die B-Zelle gebracht. Morgens kann ich wieder raus. Doch im Moment fehlt mir doch sowieso der Mut, erneut einen Versuch zu machen. Der Schock wirkt heute noch nach. Aber leben kann ich unter diesen Bedingungen, das heißt in diesem psychischen Zustand, trotzdem nicht.“

Das war der zweite Selbstmordversuch des Gefangenen Jürgen. Seit mehreren Monaten hatte sich eine Entwicklung angebahnt, die vom Richter, von der Anstalt und von den Ärzten gefördert, von der Presse verschwiegen worden war.

Die Vorgeschichte des Gefangenen Jürgen in Stichworten: Abgeschlossene Lehre als Installateur — zwei Jahre Geselle — Geschäftsführer im gastronomischen Bereich — im Rezessionswinter 1974/75 floriert das Geschäft nicht mehr so: Entlassung — keine neue Arbeit zu finden — Schulden — am 28. Februar 1975 Sparkassenüberfall, Beute: 16.830 DM — am selben Tag Festnahme und Sicherstellung der Beute bis auf einen Restbetrag von rund 1.000 DM — am 1. März 1975 Haftbefehl des Amtsgerichts — am 8. Juli 1975 Verurteilung durch das Landgericht wegen „schwerer räuberischer Erpressung“ zu einer Freiheitsstrafe von sechs Jahren, trotz Geständnis und Reue — wegen der Länge der Strafe legt Jürgen Revision beim Bundesgerichtshof ein — der Haftbefehl bleibt aufrecht.

Die Monate der U-Haft wirken sich auf den Einzelgänger Jürgen — der auch im Gefängnis Einzelgänger bleibt — verheerend aus. Ab Oktober 1975 immer stärkere Depressionen. Am 18. November 1975 schluckt Jürgen 40 Schlaftabletten, um sich das Leben zu nehmen. Zufällig wird seine Zelle eine Stunde früher als sonst geöffnet — in kritischem Zustand wird er ins Krankenhaus auf die Intensivstation geliefert, wo er nach zwei Tagen aus seiner Bewußtlosigkeit erwacht. Nach weiteren zwei Tagen wird er wieder ins Gefängnis verlegt.

Am 22. November 1975 Antrag auf Haftverschonung. Das Landgericht reagiert erst nach einem Vierteljahr. Inzwischen verschlimmert sich der Zustand des Gefangenen Jürgen weiter. „Die seelischen Depressionen erreichten

Strafvollzug im NF

Anton Pelinka: Brodas permanente Reformation, NF Dezember 1970
 Franz Pallin: Arrest für Ehebruch, NF Dezember 1970
 Angela Davis: Aufstand der Häftlinge, NF Jänner 1972
 Ramsey Clark: Polizei als Massenmörder, NF Juli/August 1972
 Lutz Holzinger: Nützliche Verbrecher, NF Juli/August 1972
 Michael Springer: Eine Klasse sitzt nach, NF Juli/August 1972
 Anton Hnojil: Wahn in Stein, NF Dez. 1973
 Rolf Pohle: Hungerstreik auf Bayrisch, NF Dezember 1973
 Peter-Paul Zahl: Gleichheit vor dem Gesetz? Politische Gefangene in der BRD, NF Dezember 1973
 Walter Korn/Dieter Klemm: Jugend in Kaisheim, NF Dezember 1973

Frank-Olaf Radtke: Technokraten der Seele, NF Dezember 1973
 Heinz Sobota: Aus der Schlangengrube, NF Dezember 1973
 Werner Waldhoff: Herz- und Hirnwäsche, NF Dezember 1973
 Reinhard Wetter: Zelle im Staatskörper, NF Dezember 1973
 Wera Figner: Lautlose Nacht, NF Dezember 1973
 Bibliographie der Literatur über Strafvollzug, NF Dezember 1973
 Brigitte Heinrich: Gefängnistagebuch, NF April 1975
 Angela Davis: Gefangen in New York, NF April 1975
 Heinz Sobota: Unterm Joch, NF April 1975
 Ulrike Meinhof: Zerstörte Fighter, NF Juli/August 1976
 Peter-Paul Zahl: Normalvollzug, NF November 1976
 Peter-Paul Zahl: Fröhlich ist es der Eilbriefträger — noch, NF Mai/Juni 1976

in den letzten Wochen unerträgliche Stärken. Es ist im Moment schlimmer als vor dem Suizidversuch am 18. November 1975. Und das trotz medikamentöser Behandlung ...", schreibt der Gefangene am 20. Februar 1976 seinem Richter.

Keine Milde!

Fünf Tage später ordnete das Gericht die Fortdauer der Haft an. Das Gericht berief sich auf eine Untersuchung des Anstaltsarztes, der die Haftfähigkeit Jürgens festgestellt habe. Tatsächlich hatte der Anstaltsarzt den Gefangenen niemals auf seine Haftfähigkeit untersucht, in den Wochen vor dem Gerichtsbeschluss hatte er nicht einmal mit Jürgen gesprochen.

War es eine der berüchtigten Ferndiagnosen? Der Nervenarzt, der im November 1975 die medikamentöse Behandlung Jürgens veranlaßt hatte, wurde vom Gericht nicht konsultiert. Dem Gericht war übrigens bekannt, daß nach Ansicht des Nervenarztes eine adäquate Behandlung Jürgens im Gefängnis unmöglich ist.

Das Gericht berief sich außerdem auf „Fluchtgefahr“: Jürgen hatte schon mit fünfzehn Jahren die Beziehungen zu Vater und Stiefmutter abgebrochen, er war zwei Monate arbeitslos gewesen. Das Gericht ignorierte dabei die enge Bindung des Gefangenen an seine Schwester und die angebotene Kautionshöhe in der Höhe von 30.000 DM. Der Antrag auf Haftverschonung wurde abgelehnt wegen „der wiederholt geäußerten Absicht (Jürgens), Selbstmord zu begehen, insbesondere aber angesichts der Höhe der, wenn auch noch nicht rechtskräftig, erkannten Strafe“.

Das ist der springende Punkt: Wer zu sechs Jahren verurteilt wird, der darf auf Haftverschonung nicht rechnen. Auch dann, wenn das Urteil noch gar nicht rechtskräftig ist, auch dann, wenn der Verurteilte im Gefängnis schwere Schä-

den an seiner seelischen und körperlichen Gesundheit erleidet. Die Gesundheit des Häftlings machte dem Gericht kein Kopfzerbrechen: „Die ständige ärztliche Betreuung des Angeklagten ist zudem in der Justizvollzugsanstalt D. gewährleistet.“ Punktum!

In dieser Anstalt werden 600 Gefangene von einem Amtsarzt *nebenamtlich* betreut. Die vom Gericht angeordnete „besondere Betreuung und Beobachtung“ Jürgens erfolgte im Rahmen des *Möglichen*: gar nicht.

Gegen seinen körperlichen Verfall erhält der Gefangene Jürgen Traubenzucker, Aufbaustoffe, Milch und Obst. Trotzdem wiegt er nach 13 Monaten U-Haft bei einer Größe von 1,87 Meter nur noch 63 Kilogramm. Er leidet unter Kreislaufbeschwerden, Konzentrationsschwächen, Gedächtnislücken, Haarausfall, erheblicher Verringerung der Sehkraft. Gegen seinen psychischen Verfall erhält Jürgen immer mehr Psychopharmaka. Die Depressionen werden fortwährend stärker.

Am 1. April 1976 schreibt Jürgen seinem Richter: „Es ist wie ein Trieb. Es deprimiert mich wahnsinnig und fordert mich zum Selbstmord. Ich kann gar nichts dagegen tun. Es ist einfach in mir. Der Selbstmord ist dann wie eine Verheißung ... Irgend etwas ist in mir stärker als der normale Überlebenswille ... Ich bekomme täglich starke Medikamente, die mir von den Nervenärzten verordnet wurden. Doch die Wirkung ist gleich Null. Wenn die Zustände ganz schlimm werden, was so ca. alle zwei Tage der Fall ist, erhalte ich eine starke Spritze, die mich mehrere Stunden schachmatt setzt (normalerweise ist diese Spritze höchstens einmal wöchentlich gedacht).“ Bei dieser Spritze handelt es sich um Fluanxol; darauf werden wir noch zurückkommen.

Der Zweiundzwanzigjährige bereitet sich auf seinen Tod vor. Anfang April 1976 unterzeichnet er einen Erbvertrag.

Bis zur Rechtskraft des Vertrages in drei oder vier Wochen will er durchhalten, aber „dann werde ich es mir nicht nehmen lassen und endlich Selbstmord begehen“. Seinen Körper vermacht er der Universität Mainz. Ende April wird er gegen seinen Willen in eine Gemeinschaftszelle verlegt: „Ich komme praktisch nicht mehr aus der depressiven Phase heraus. Ich kann und will das auch nicht mehr länger mitmachen ... wofür auch? Für das Gericht und den Strafvollzug bin ich kein Mensch, sondern ein Gefangener, ein niederes Tier“ (Brief vom 25. April 1976).

Am 3. Mai 1976 wird dem Gefangenen Jürgen mitgeteilt, daß seine Revision verworfen wurde. Zwei Tage später wird er dem Nervenarzt, der die Anstalt visitiert, trotz Drängens und Voranmeldung nicht vorgeführt. In der Nacht vom 5. bis zum 6. Mai begeht Jürgen seinen zweiten Selbstmordversuch.

Auch von außen konnte man dem Gefangenen nicht helfen. Interventionen bei bekannten Psychiatern, bei Presse und Rundfunk blieben ergebnislos. Tenor: viel Verständnis, aber ... Die institutionalisierte kritische Öffentlichkeit versagte. Der Bürgerbeauftragte des Bundeslandes Rheinland-Pfalz brauchte sechs Monate zur Untersuchung des Falles: Inzwischen beging Jürgen seinen zweiten Selbstmordversuch. Das Resultat: der Ombudsmann ergriff die Partei der Anstaltsleitung: „Nach meinen Ermittlungen kann auch nicht davon gesprochen werden, daß (Jürgen) über Monate hinweg ohne ausreichende Kontrolle medikamentös behandelt worden ist.“ Erfolgreich verschweigt die Justiz das Ausmaß des Elends, das sie erzeugt.

Man kann nur den Schluß ziehen, daß die von den Justizbehörden geführten Statistiken und Akten keineswegs vertrauenswürdig sind. Nicht jeder Selbstmordversuch wird registriert, nicht jede Angabe über eine ärztliche Behandlung ist richtig. Die westdeutsche Justiz zählt für das Jahr 1974 388 „ernsthafte Selbstmordversuche“ und 1.881 „Selbstbeschädigungen“ in den Gefängnissen der BRD. Beide Zahlen dürften viel zu niedrig sein.

Medizin als Büttel

Wie steht's mit der medizinischen Behandlung? Der Gefangene Jürgen wurde von insgesamt drei Ärzten „betreut“. Erstens der Anstaltsarzt Dr. K., über den Jürgen schreibt: „Die ärztliche Betreuung wird wie folgt erledigt. Dr. K. kommt von montags bis einschließlich donnerstags abends täglich für ca. eine Stunde in die Anstalt und hält die Sprechstunde ab. Nicht selten melden sich an einem Tag bis zu 80 Gefangene zum Arzt. Manchmal fällt auch die Sprechstunde aus. Denn Dr. K. hat in Elz eine gut-

gehende Praxis und ist daher ein vielbeschäftigter Mann. In Elz und Umgebung genießt Dr. K. übrigens einen ausgezeichneten Ruf als Arzt. Hier in der Anstalt ist allerdings das Gegenteil der Fall. Dann kommt Dr. K. noch knapp für eine Stunde freitags morgens in die Anstalt, um Leute, die Spritzen oder ähnliche Behandlung erhalten, zu versorgen. Sprechstunde ist dann keine. Im Lazarett kommt Dr. K. nur dann nach einem schau, wenn man selbst sich zum Arzt gemeldet hat. Meldet man sich nicht, so kommt es im Lazarett vor, daß man den Arzt tagelang oder gar länger als eine Woche nicht sieht. Ich liege jetzt mehrere Monate im Lazarett und spreche aus eigener Erfahrung."

Zweitens der Nervenarzt Dr. B., Facharzt für Neurologie und Psychiatrie, Chefarzt einer Nervenklinik. Dr. B. sucht in mehrwöchigen Abständen die Anstalt auf, wo ihm „psychisch auffällige“ Gefangene vorgestellt werden. Jürgen: „Eine

Behandlung dauerte ca. fünf Minuten in Abständen von etwa sechs bis acht Wochen.“ Dr. B. bestätigte, er habe bei Jürgen niemals eine genaue Diagnose gestellt. Erst Anfang März 1976 wurde Jürgen bei einem anderen Nervenarzt eingehend untersucht: vier Monate nachdem die Anstalt den Gefangenen als „psychisch auffällig“ klassifiziert hatte.

Der harte Kern des Skandals kristallisiert sich in der Therapie. Seit November 1975 wird der Gefangene Jürgen mit verschiedenen Psychopharmaka behandelt. Es handelt sich im wesentlichen um Drogen, die zu den Gruppen Neuroleptica, Antidepressiva und Hypnotica gehören.

Über die Neuroleptica heißt es in der Fachliteratur: „Neuroleptica besitzen eine zentral dämpfende, antipsychotische Wirkung, ohne das Bewußtsein wesentlich zu beeinträchtigen. ... Dadurch ist eine Distanzierung von der Psychose möglich, d. h., der Patient erkennt seinen psychischen Zustand

selbst als krankhaft. Wenngleich die Dauer einer psychotischen Phase durch die Neuroleptica nicht wesentlich abgekürzt werden kann, so ist doch der Umgang mit den Kranken und ihre Betreuung entscheidend erleichtert. ... Neuroleptica dürfen ... niemals leichtfertig, sondern nur nach strenger Indikationsstellung verordnet werden.“³

Also: Neuroleptica werden bei Psychosen angewendet, sie stellen den Patienten ruhig, ohne das Bewußtsein auszuschalten, sie lassen den Patienten sich selbst als krank erkennen, und sie dürfen nur nach Erstellen einer genauen Diagnose verwendet werden. Bei dem Gefangenen Jürgen wurden Neuroleptica eingesetzt, bevor noch eine genaue Diagnose vorlag. Diese Diagnose konstatierte dann eine „erhebliche neurotische Komponente“ — die Neurose gilt üblicherweise als Gegensatz zur Psychose, für die die Neuroleptica bestimmt sind.

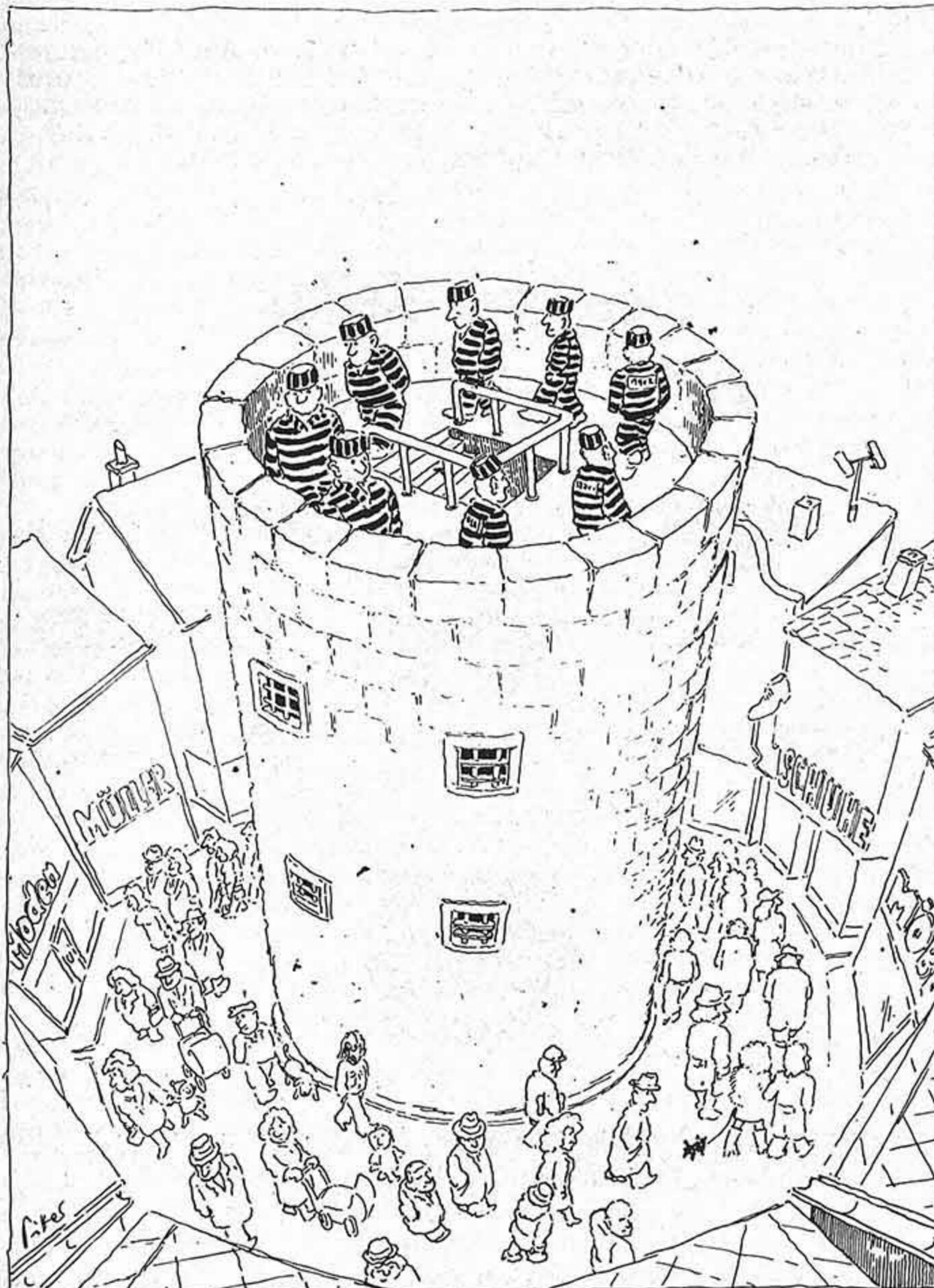
An Neuroleptica erhielt Jürgen die Medikamente Haloperidol, Fluanxol und Truxal. Haloperidol heißt im Knastjargon „K.-o.-Tropfen“. „Bei Depressionen ohne Agitation ist die Verordnung unangebracht“⁴ — Jürgen litt offensichtlich unter Depressionen ohne Agitation. Fluanxol hat herzscheidende Wirkungen, trotzdem wurde die Herzleistung Jürgens nicht überwacht, sein Herz nicht abgehört. Als er über Herzschmerzen klagte, erhielt er Tabletten. Bei Truxal hingegen ist mit der „Aktivierung suizidaler Tendenzen zu rechnen“ — der Gefangene Jürgen wurde trotz seines Selbstmordversuchs mit Truxal behandelt.

Neurotiker soll sterben

Der Hauptzweck der Psychiatrie ist immer noch, den Patienten zu „beruhigen“. Daher wurden bei Jürgen die Hypnotica (Schlafmittel) eindeutig überdosiert. Fazit: Der Gefangene wurde ohne die erforderliche strenge Indikationsstellung mit falschen, sehr stark wirkenden und teilweise sogar in Überdosen verabreichten Drogen in massiver Weise ruhiggestellt und zeitweise sogar in einen bewußtlosen Dämmerzustand versetzt, wobei auch eine Verstärkung seiner Selbstmordneigungen in Kauf genommen wurde.

Welche Rolle spielen die Ärzte im Knast? Bezeichnend das Gutachten des Anstaltsarztes Dr. B., das vom Gericht bei der Ablehnung des Antrages auf Haftverschonung zitiert wurde. Dr. B. schreibt: „Der Angeklagte, dessen gesamtem Verhalten eine erhebliche neurotische Komponente anhaftet, (unterliegt) einer relativ ausgelösten depressiven Verstimmung mit nahezu anankastisch-triebhafter Suizid tendenz.“

Aus dem Medizinerlatein ins Deutsche übertragen: Wegen seiner Haftsituation („reaktiv ausgelöst“) ist Jürgen sehr



Klaus Pitter

niedergeschlagen („depressive Verstimmung“), wegen seiner Haftsituation fühlt sich Jürgen mit Notwendigkeit („anankastisch“) in den Selbstmord getrieben. Er versucht, den Konflikt, in dem er steckt und den er nicht lösen kann (weil er ja aus dem Knast nicht rauskommt), ins Unbewußte zu verdrängen („neurotische Komponente“). So verschleiert der Arzt mittels seiner geschwollenen Sprache die nur allzu realen Probleme: Das Gefängnis erscheint lediglich im Spiegel einer psychischen Deformation.

Dr. B. setzt fort: „Es bedarf daher der ärztlichen Betreuung und Überwachung, um zu verhindern, daß eine nicht einmal ernstgemeinte Triebstörung zu einem erfolgreichen Suizidversuch führt.“ Das bedeutet: Weil der Gefangene seinen Konflikt nicht lösen kann, muß der Arzt eingreifen. Der Gutachter kommt gar nicht auf den Gedanken, daß ein ärztliches Eingreifen überflüssig wäre, würde man Jürgen aus der Haft entlassen. Keineswegs überraschend, wenn Dr. B. den Schluß zieht, Jürgen sei „deshalb aber nicht haftunfähig“. Das hier gebrauchte „deshalb aber“ ist kein Argument, sondern eine Verurteilung Jürgens durch den Arzt. Der Mediziner fungiert als Richter.

Schließlich ist Haftunfähigkeit keine Krankheit. Der im Auftrag der Justiz handelnde Arzt erfüllt also keine medizinische, sondern eine soziale Funktion. Der Nervenarzt darf nicht klipp und klar herausagen, daß Jürgen unter seiner Haftsituation leidet. Folglich wird der Begriff „leiden“ in den Fachausdruck „depressiv verstimmt sein“ übersetzt. Das Opfer eines bestimmten sozialen Gewaltverhältnisses wird als „krank“ definiert und zur „Behandlung“ freigegeben. Von den Ursachen der Krankheit, nämlich von der Haftsituation, wird damit abgelenkt. Ein einfacher semantischer Trick rechtfertigt die Praxis der Vollzugsbehörde.

Ohne Mitwirkung des Arztes wäre es der Justiz nicht so ohne weiteres möglich, die Unterdrückung im Knast vor der Öffentlichkeit zu verschleiern. (Wir schreiben hier absichtlich „Arzt“ statt „Nervenarzt“, weil jeder Anstaltsarzt heutzutage Psychopharmaka an die Gefangenen verabreicht.) Die Behandlung eines „kranken“ Gefangenen mit Psychopharmaka ist nur die Fortsetzung des Einsperrens mit anderen Mitteln.

Jürgen lebt – noch. □

Anmerkungen

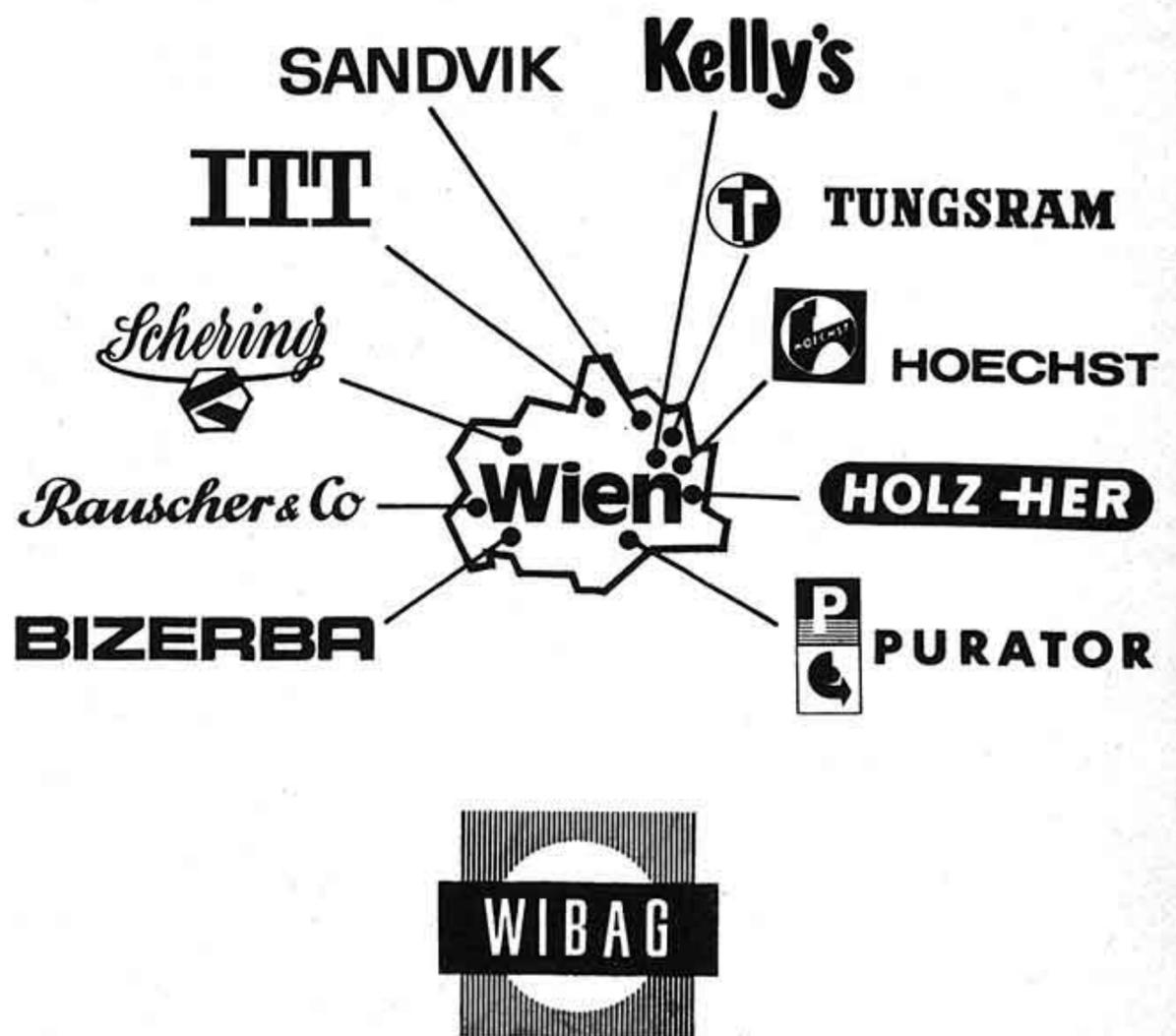
- 1 Arbeitskreis Kritischer Strafvollzug (Darmstadt), Kontaktadresse: *Delle Spalt*, D-6100 Darmstadt, Nieder-Ramstädter Straße 30
- 2 Zur Wahrung der Anonymität nennen wir nur den Vornamen
- 3 E. Mutschler: Arzneimittelwirkungen, Stuttgart 1972, S. 114f
- 4 Hans Herbert Wellhörner: Allgemeine und systematische Pharmakologie und Toxikologie, Berlin 1975, S. 299

Über 100 Industrie- und Großhandelsfirmen haben sich in den letzten 5 Jahren in Wien angesiedelt.

Mit gutem Grund!

Denn für Wien sprechen: qualifiziertes Arbeitskräftepotential, Baukostenzuschüsse von 10% sowie die Lage als Drehkreuz des Ost-West-Handels.

Und für die WIBAG spricht der Full-Service – vom Grundstückserwerb über Beratung und Unterstützung bis zur Betriebsaufnahme.



Wiener Betriebsansiedlungsgesellschaft m. b. H.
1061 Wien, Postfach 681, Tel. 57 03 35 oder 57 02 26

Peter Goritschnig

Wie ich asozialisiert wurde

Acht Jahre Gefängnis für acht Tage Freiheit. Ein Brief aus Stein

Sehr geehrter Herr,

vielen Dank für Ihren Brief vom 3. November 1976. Mich wundert es eigentlich gar nicht, daß Ihre Buchsendung so spät eingetroffen ist. Wenn wir schon bei der Bezahlung von Entwicklungsgeldern an letzter Stelle der Industrienationen liegen, so müssen wir doch wenigstens unsere Spitzenposition im Bürokratismus verteidigen.

Ich will Ihnen in kurzen Zügen meinen Lebenslauf schildern, somit auch den Grund meiner Haft darlegen, obwohl Sie denken, daß der Grund meiner Haft usw. meine ganz persönliche Angelegenheit ist. Ich denke nicht so, weil mein Werdegang symptomatisch für sehr viele Gescheiterte ist.

Von meinem zweiten bis zum 17. Lebensjahr war ich in verschiedenen Heimen. In geistlich geführten Kinderheimen, Erziehungsheimen und Lehrlingsheimen.

So wie die Maßnahmen und Praktiken des Strafvollzuges, jedenfalls in der derzeitigen, realen Wirklichkeit, doch nur dazu dienen, den körperlich und geistig noch Vitalen zu degenerieren und denjenigen, bei dem diese Phase bereits eingetreten ist, total menschenunwürdig, d. h. lebensunfähig zu machen, zielt die herrschende Erziehungspraxis darauf ab, die Kinder zu versklaven, sie gehorsam und ängstlich zu machen. Aus Furcht vor ihrer Auflehnung erzieht unsere Gesellschaft die Kinder zu Untertanen, die keinen Mut mehr haben zu rebellieren. Mir und meinesgleichen war und ist es vorbehalten, gerade soviel zu lernen, um zu wissen, daß zwei mal zwei vier ist. Ein paar Gedichte und patriotische Lieder, damit war Genüge getan.

Nun, nach meiner Entlassung aus den Heimen, stellte sich heraus, daß das Zweimalzwei des Lebens keineswegs so glatt aufgeht. Eigentlich hatte ich schon immer das Gefühl, daß man nicht unbedingt so sein soll, wie es sich jeder von einem erwartet. Reaktionäre, Pfaffen und Sadisten, das waren meine Lehrer. Heime, Gefängnisse usw. sind ihre Tummelplätze. Das Produkt sehen Sie ja. Ich würde mein Kind nicht so erziehen, daß es, wenn es groß genug ist, mich totschießt. Es ist sozialer Selbstmord, Monster oder Idioten heranzuzüchten, um sie dann auf die Menschheit loszulassen. Im Gefängnis und in Heimen wird dies Resozialisieren genannt. Viele haben vor ihrer Einkerkelung das System durchschaut und mangels anderer Waffen (Intelligenz) eben — wenn auch vielleicht nur instinktiv — auf ihre Weise bekämpft. Das größte Verbrechen war eben dieses „Durchschauen“.

Der Vertrottelungsmaschinerie — sprich Schule — acht Klassen Volksschule entronnen, der zgedachten Rolle als moderner Sklave nicht folgend, kam ich bald mit dem Gesetz in Konflikt. Desertion, Rauschgift, Alkohol, Einbruch, Raufhändel, Autodiebstahl, unerlaubter Waffenbesitz und Zuhälterei. Insgesamt 16 Vorstrafen, für die ich ca. 30 Monate Kerker verbüßte. Meine letzte Strafe war 8 Monate für Zuhälterei und versuchten Einbruch.

Zwei Monate vor Ende meiner Strafe kam es zu einem gewalttätigen Massenausbruch (acht Mann, in Klagenfurt), wobei wir den Beamten entwaffneten, in eine Zelle sperrten und entflohen. Wir waren acht Tage in „Freiheit“ und bekamen dafür insgesamt 65 Jahre Kerker. Ich bekam 8 Jahre. Die Entwaffnung des Beam-

ten wurde als Raub gewertet, darum diese überhöhten Strafen. Daß dem Beamten die Waffe nur deswegen abgenommen wurde, um zu überleben, wurde selbstverständlich nicht geglaubt, obwohl der Beamte in solchen Situationen schießen darf bzw. soll. Diese Aktion und einige Diebstähle (Kleidung, Essen, Auto) in den acht Tagen „Freiheit“, die ich genossen habe, erbrachten mir acht Jahre Kerker.

Lieber Herr, jetzt werden Sie sich sicher fragen, was ist mit diesem Burschen los? Ist er irre, oder... Diese Frage müßte sich das Gericht doch auch gestellt haben. Psychiatriert wurde ich jedoch nicht... Also doch ein Schwerverbrecher? Der Staatsanwalt bemerkte (und das nicht ganz mit Unrecht), daß sich meine anarchistische Veranlagung schon von Kindheit an verfolgen läßt. In jedem Heim, in dem ich war, sei ich x-mal entflohen, erkenne keine Autorität an und habe mich der Pflicht, die doch jeder „anständige“ Staatsbürger als selbstverständlich erachtet und der er sich mit Ehrfurcht beugt (so ungefähr quakte er), dem Vaterland zu dienen, durch Verweigerung und dreimalige Desertion entzogen. Hier sehe man schon meine asoziale Gesinnung. Daß ich mich der Fabrik der Mörder aus Gewissensgründen verweigerte, wurde erst gar nicht in Betracht gezogen, ist aber irgendwie verständlich, da die Heime, die ich durchwanderte, teilweise ausgesprochen nazistische Brutanstalten waren. An meiner Erziehung (zum Rebellen!) kann es also nicht liegen, da ich doch mit patriotisch-idiotisch-verbrecherischem Gedanken-gut vorsorglich versehen war. Also ein Unmensch. Entweder spiegelt sich in mir die Umwelt wider oder mein Innenleben gaukelt mir solche Umwelt vor? (Denn: Es is jo eh alles in bester Urdnung!)

Die feinen Herren, die uns heute richten, konnten sich wenigstens auf Befehlsnotstand (wenn es überhaupt so weit kam) berufen und kamen damit auch noch durch. Ich berufe mich auf „inneren Notstand“ und bin im Knast. Ich hätte den Richtern und Konsorten (leider fehlte mir der Mut) ins Gesicht schreien sollen: Eure Schuld, gebt mir meine Unschuld wieder!

Was soll das ganze Gerede? Sie wissen doch am besten, was gespielt wird. Das Recht hat einen doppelten Boden und das Gewissen ist eine recht wacklige Säule der Welt. Alles ist geregelt, nach strengen Gesetzen. Einmal wird es Moral, einmal Gewissen, einmal Dienstvorschrift und einmal Paragraph genannt. In dieser Ummauerung werden wieder die Menschen gemästet und schließlich geschlachtet werden!

Ich selbst habe mich in der bisherigen Haftzeit resozialisiert. Heute würde ich nicht mehr ausrufen: Hier stehe ich, ich kann nicht anders! Mein Protest hat sich in billigen Kriminalitäten ausgedrückt. In Zukunft werden meine Mittel andere, tauglichere sein. Was ich brauche, ist eine Chance — eine bedingte Entlassung wäre dies.

Verzeihen Sie mir das Durcheinander. Hoffe aber doch, daß mein verwirrter Briefstil halbwegs verständlich ist. Ich kann mich brieflich nicht so ausdrücken, wie ich es eigentlich will, und falle von einem Extrem ins andere, also lasse ich es lieber sein.

Mit herzlichen Grüßen
Ihr

Peter Goritschnig
Steiner Landstraße 4
A-3504 Krems/Stein

Helmut Ortner

Reform-entzug

Die Free Clinic Heidelberg wird zugesperrt

Stethoskop, Blutdruckmesser und Reflexhammer waren 1970 das erste Rüstzeug von „Release Heidelberg“. Zwei Jahre lang funktionierte der Release-Verein als Anlaufstelle für drogenabhängige Jugendliche. Er war Teil einer aus den Vereinigten Staaten importierten Idee der Selbsthilfebewegung, die auf den Bankrott der zuständigen Ämter und Behörden politisch reagierte: Man tat sich zusammen, um gemeinsam zumindest den „hard drugs“ zu entsagen, betrieb Öffentlichkeitsarbeit und Rechtshilfe, warb für die Legalisierung der leichten halluzinogenen Drogen wie Haschisch oder Marihuana und erteilte praktische Ratschläge für den „cool user“: „Raucht und tript nur in vertrauenswürdiger Gesellschaft und entspannter Umgebung!“

Nach Österreich fand die Release-Bewegung nur als vom Unterrichtsministerium subventionierter Film („Release“, Wiener Filmkollektiv, 1972), in dem der Drogenagent *Timothy Leary* vor den Karren ahnungsloser Jungfilmer gespannt wurde. Kein Bedarf?

Von Behörden geschnitten, vor Polizeiüberfällen nicht sicher, fielen die meisten Gruppen bald wieder auseinander. Auch der Versuch, mit dem *Release-Verlag* ein ökonomisches Fundament zu schaffen, scheiterte. Nur in Heidelberg

— Studentenstadt mit besonders ausgeprägtem Drogenmarkt — fand die Release-Idee in der 1972 gegründeten „Free Clinic“ eine konsequente Fortsetzung.

Psychohygiene, Psychotherapie, Prophylaxe — eindrucksvolle Wörter, die die Stadt Heidelberg veranlaßten, die Free Clinic mit 2.000 Mark monatlich zu subventionieren; der Landeswohlfahrtsverband beteiligte sich mit 500 Mark. Behördenvertreter versprachen ein möglichst „unbürokratisches Verhalten“.

Fixer und Tablettenabhängige, durch Drogen und Arbeitslosigkeit kriminalisierte Jugendliche, Schüler, Lehrlinge und Studenten mit Autoritätsproblemen, Ausreißer, ehemalige Psychiatrie- und Knastinsassen auf Wiedereingliederungstrip, Jugendliche mit Geschlechtskrankheiten, über die sie mit niemandem sprechen konnten, und Arme, die durch die Maschen der Sozialversicherungen gefallen waren — sie alle wandten sich an die Free Clinic.

Dort ward ihnen eine Betreuung zuteil, die weit über die übliche medizinische Abweisung hinausging. „Sozialarbeit“, „Medizin“ und „Psychotherapie“ flossen hier zusammen: Free-Clinic-Patienten fanden emotionale Stütze, Vertrauen, einen Zufluchtsort, in dem man sich angstfrei bewegen kann —

ohne autoritäre Empfehlungen moralisierender Ärzte. Therapiegruppen und Einzeltherapien (Gestalt- und Gesprächstherapie) halfen, die psychosozialen Ursachen zu entdecken. Im Kommunikationszentrum „Walnuß“ wurde sozialer Zusammenhang außerhalb der „Behandlung“ gepflegt.

„In der Free Clinic hat man das Gefühl, als Mensch behandelt zu werden“, „Endlich gibt es jemanden, der meine Probleme anhört“, „Die Ärzte lassen sich mehr Zeit, sind nicht so elitär“, priesen Free-Clinic-Klienten die Vor-



Ein vielversprechendes Experiment wird liquidiert: Gruppentherapie, Yoga, Labor in der Free Clinic Heidelberg





züge ihrer Betreuung. In deren Genuß kamen auch jene, die für die herkömmliche medizinische Versorgung unerreichbar bleiben: Angst vor der anonymen, weißbekittelten Institution blieb Free-Clinic-Besuchern erspart.

Erste massive Auseinandersetzungen mit den städtischen Behörden drehten sich um die Nutzungsverträge über die Räumlichkeiten der Free Clinic. Die Entwürfe der Stadt unterschlugen, daß Vorbeugung mit zum Programm gehörte — gerade dafür aber hatten die zuständigen Bun-

zen aller Art, Verhaltensweisen wie auch Lebenseinstellungen sein", erläutert die Free Clinic in ihrem Jahresbericht 1976. Diese weite Definition fand bei den Behörden wenig Anklang, „denn dann gäbe es“, so ein Sprecher der Stadt Heidelberg, „wohl kaum noch eine Aufgabe, die von dieser ‚Clinic‘ nicht in Angriff genommen werden könnte...“

Vor einigen Wochen hat nun die Stadt Heidelberg, allen voran SP-Bürgermeister *Zundel*, den Nutzungsvertrag mit der Free Clinic gekündigt (Räumungsfrist bis 31. Okto-

Sanierungen!). Bedingung: Beschränkung auf ambulante „ärztliche Behandlung von Begleit- und Folgeerscheinungen des Drogenmißbrauchs“.

Die Free Clinic ist auf den faulen Kompromiß nicht eingegangen. Folge: Fristlose Kündigung, Räumungsklage. In der Hitze des Gefechtes gerieten ins Kündigungsschreiben einige Verdrehungen: So wird kühn behauptet, die Free Clinic hätte die Räume bisher unentgeltlich benützt. In Wahrheit wurde sie bei Abschluß des ersten Vertrages zu einer doppelt so hohen Miete wie die Privatpersonen im selben Haus verdonnert: 1976 wurde eine Gesamtsumme von 23.000 DM bezahlt!

Hinter den Kulissen eine fruchtbare Arbeitsteilung: CDU-Ärzte heckten die Diffamierung aus — SP-Politiker besorgten mit spitzen Fingern den juristischen Vollzug. Die Argumente der CDU-Kampagne sind nahezu deckungsgleich mit den Kündigungsgründen. Frau Professor *Dallenbach*, Gesundheitssprecherin der CDU, warnte vor „der Gefahr, psychisch labile Menschen zu manipulieren und für politische Ideologien zu gewinnen“.

In einer Zeit ökonomischer und politischer Repression werden alternative Einrichtungen liquidiert. Was einst als sozialdemokratisches Reformprojekt wohlwollend gefördert wurde, ist heute unlieb und lästig. Die Free Clinic wird zugesperrt, auf Drogenprobleme nur mehr autoritär reagiert: Die zahlreichen Razzien bewirken eine zunehmende Brutalisierung der Drogenszene. Der Deal verlagert sich aus den Parks ins Milieu der Berufskriminellen.

Folgen sind steigende Preise, Engpässe in der Versorgung und daher Verlagerung auf Arzneimittel. Metaqualpräparate wie Revonal und Mandrax, Barbiturate und Weckamine, Hustensäfte mit Codein und Alkohol gehören neben den üblichen illegalen Drogen ins gut bestückte Sortiment des Dealers. Ansteigender Alkohol- und Tablettenkonsum des „Normalverbrauchers“ ist der „legale“ Spiegel der Situation. □



des- und Landesministerien Unterstützung zugesagt. Man wollte ein billiges Sanatorium — möglichst wenig Aufsehen, möglichst wenig Wirkung nach außen. Die Stadt verlangte ultimativ die Unterzeichnung ihres Vertrages und drohte mit Räumung. In dieser zugespitzten Situation besuchte die damalige Bundesgesundheitsministerin *Katharina Focke* die Free Clinic. Ministerielle Autorität milderte vorübergehend die Ignoranz der Stadtverwaltung: Prophylaxe wurde doch im Nutzungsvertrag verankert, bei gleichzeitiger Festlegung: Die Tätigkeit der Free Clinic habe „konkreten Drogenbezug“ aufzuweisen.

Konkreter Drogenbezug? „Drogen ... können Substan-

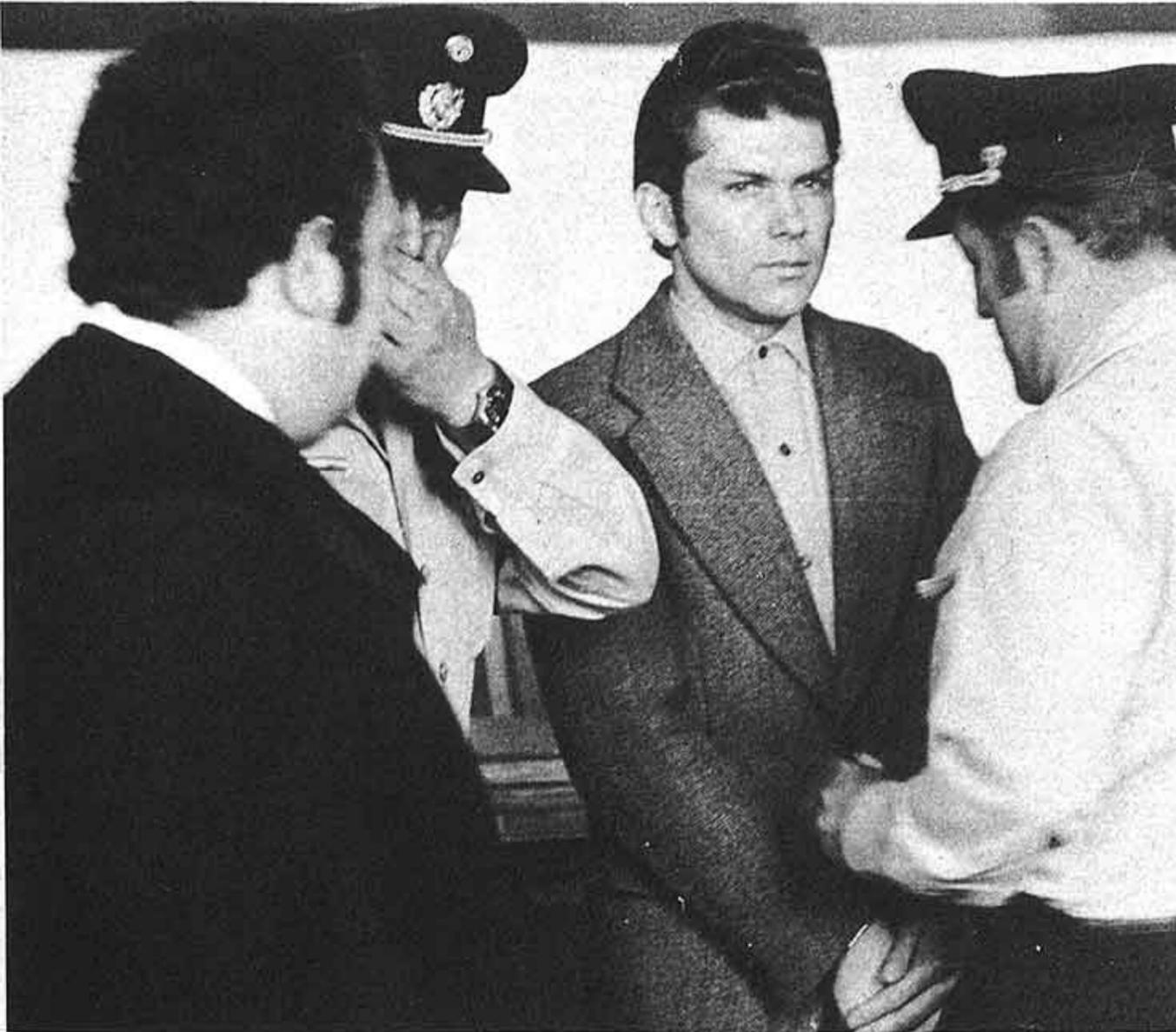
ber 1977). Fünf Jahre erfolgreicher Tätigkeit (1976 über 4.000 Patienten) und finanzielle Sicherung bis 1979 aus Budgetmitteln konnten die Stadt nicht abhalten, einen harten sozialpolitischen Tiefschlag zu landen. Angeblicher Grund: „Dauernder Vertragsbruch.“ Mit der Erklärung, daß man unter Drogen auch „Verhaltensweisen und Lebenseinstellungen“ verstehen müsse, habe die Free Clinic „ihre Aufgaben als Beratungsstelle für Abhängige eindeutig überschritten“.

Für den Fall einer „eilvernehmlichen Vereinbarung“ sei die Stadt bereit, bei der Beschaffung neuer Räume „Hilfe“ zu gewährleisten“ (diese Verpflichtung besteht ohnehin im Sozialplan bei

Josef Dvorak

Keine Milde!

Ein Sexualmordprozeß in Wiener Neustadt



Gustav Krausner, 34, vor Gericht (Wiener Neustadt, 23. Mai 1977; links Anwalt Dr. Hahn)

Volksbegehren nach Sauschneider

Brave Bürger und Kleinstadtnazis rufen nach dem Strick für Sexualmörder. Wollen ein Volksbegehren für die Wiedereinführung der Todesstrafe. Aber in Österreich liebt man keine Extreme. Die katholischen Bischöfe mögen den Henker nicht mehr, auch ÖVP-Chef Taus gibt sich christlich. In Gloggnitz*) wieder, wo die Eltern der genozüchtigten und ermordeten Daniela Gansterer leben, geht Braun nahtlos in Schwarz über.

Am 20. Mai 1977, drei Tage vor Beginn des Prozesses gegen die „Bestie von Gloggnitz“ (*Kronen-Zeitung*), demonstriert das Volk des Schwarzatales, durch Dr. Norbert Burgers NDP auf 350 Mann, Frau und Kind verstärkt, nicht mehr für „Hacke und Beil“, sondern „nur“ mehr für

den „Sauschneider“. Vater Gansterer überreicht im Namen des „Strafrechtsänderungskomitees“ dem Gerichtspräsidenten von Wiener Neustadt eine Petition an Regierung und Parlament: „Wir fordern Strafverschärfung für Trieb- und Gewaltverbrecher, Arbeitstherapie, niemand soll arbeitslos herumstreunen, Gendarmeriepatrouillen auf den Straßen, medizinisch-operative Eingriffe bei Triebverbrechern.“ Der Präsident verspricht „Prüfung und Weiterleitung“ sowie (laut Gansterer) „Unterstützung“ der Petition. Hernach wallt die Volksseele hinter Transparent und Tafeln schweigend durch den sonnigen Neustädter Park. Der gesetzte Bürger begehrt auf, aber er schlägt nicht Radau.

Am Montag darauf beginnt das, „was in die Geschichte eingehen wird als der Schwarzataler Mädchenmordprozeß“. Die Etikettierung stammt vom Wiener Neustädter ÖVP-Vizebürgermeister Hubalek, der als Anwalt im Prozeß die Privatbeteiligten, die Familie Gansterer, ver-

tritt. Sie haben sich mit der symbolischen Forderung von einem Schilling der Anklage angeschlossen (und werden dann im Urteil „auf den Zivilrechtsweg verwiesen“).

Harte Reformjustiz

Am selben Tag erklärt Universitätsprofessor Friedrich Nowakowski in einem Vortrag vor der Österreichischen Gesellschaft für Strafvollzugskunde, in Österreich (er führt Innsbruck als Beispiel an) werde seit Einführung des neuen Strafgesetzes „wesentlich strenger gestraft“ als früher. Auch stellten Neueinführungen wie die bedingte vorzeitige Entlassung und der Haftausgang keine Vergünstigungen dar, sondern dienten der Resozialisierung. Die Todesstrafe, wissenschaftlich in keiner Weise zu rechtfertigen, sei überhaupt kein Diskussions-thema mehr. Justizminister Broda, der „Totengräber“, wie er in einem anonymen Brief genannt wird (gemeint ist wahrscheinlich „Totengräber der Todesstrafe“), verkündet ebenfalls: „So milde ist die österreichische Strafjustiz gar nicht.“ Eine Statistik der UNO läßt nämlich erkennen, daß Österreich von allen Ländern Westeuropas die relativ größte Zahl von Strafgefangenen hat (bei gleicher Kriminalitätsrate). Dennoch verlangt Vater Gansterer „die Herstellung der inneren Sicherheit in Österreich“.

Sicher genug ist es dann auch im Innern des Kreisgerichtsgebäudes. Das Haus wird „wie eine Festung bewacht“, auf den Stiegen und Gängen, ja im Schwurgerichtssaal selbst hatte man „extreme Sicherheitsmaßnahmen getroffen“. „Ein Großaufgebot von Kriminal- und Gendarmeriebeamten“ (*Kronen-Zeitung*) hält Wache, kontrolliert Ausweise, visitiert Taschen und Leiber. Auf 45 der 90 Zuschauerplätze hocken Beamte der Exekutive, 35 davon sind Chargen und Teilnehmer eines Gendarmerielehrganges. Alle halten sie ein Auge auf Norbert Burger und seine 10 NDP-Männer, die in einem Brief an den Prozeßvorsitzenden ihr Erscheinen damit begründet hatten, daß sie „für Recht und Ordnung und gegen die Notzucht an Frauen und Mädchen sind“.

Neben dem Germanen Burger die einzige Rauchfangkehrermeisterin Wiens, Eva-Juliane Zubrenic. Ihr sollen Gloggnitzer Kaufleute in anonymen Telefonanrufen mitgeteilt haben, sie hätten 200.000 Schilling für das Killen des Angeklagten bereitgelegt. Burger-Bewunderin Zubrenic behielt das nicht für sich und wurde dann von der Polizei selbst verdächtigt. „So scharf wie Gustav Krausner wurde jedenfalls noch nie ein Angeklagter in Österreich bewacht“, fand die *Kronen-Zeitung* (24. 5.).

Der Rest der Zuschauer sind Journalisten und Gerichtssaalkiebitze. Bedürfnis

*) Zum sozialen Umfeld des Krausner-Prozesses siehe Heidi Pataki: Gloggnitz z. B. — Wo die Neue Rechte herkommt, NEUES FORVM Juni/Juli 1977

jener letzteren Volkselemente ist es stets, milde Abreaktion und moralische Auferbauung in einem zu genießen. Eines dieser Prachtstücke, dessen Problem offenbar der Alkohol ist, gelangt während Krausners Einvernahme zu einem orgiastischen Höhepunkt: die detailreiche Schilderung der Untaten wird von kehligen Kotzgeräuschen und rhythmischem Platschen des Mageninhalts auf den Fußboden untermalt, während der Geruch von Erbrochenem die Gerichtsluft würzt. Der impulsive Sexualmörder hat also instinktives Verständnis gefunden; zwei oral Geschädigte befreien sich in verschiedener Weise von ihren „feindlichen Introjekten“ (nach der psychoanalytischen Deutung des Alkoholismus).

Gefühllose Presse, eiskalte Richter

Gericht und Gutachter bringen dieses Verständnis nicht auf, auch nicht die Tagespresse. Vielmehr zelebrieren sie ein makabres Ritual, in dem der gescheiterte verwahrloste Arbeitslose Gustav Krausner samt seinen schrecklichen Handlungen, die er selbst nicht versteht, zurechtgestutzt wird, reduziert auf eine voll verantwortliche Täterfigur, die man dann mit der neuen, letzten sozialen Rolle einkleiden kann: Mitglied des im wörtlichen Sinn exklusiven 50-Mann-Klubs der Lebenslänglichen in Stein an der Donau. Peinlich genau, keine Kleinigkeit außer acht lassend, souverän und äußerst cool wird dieses Wandlungsritual abgewickelt. Wären es nicht ehrenwerte Bürger, die nur ihre „verdammte Pflicht und Schuldigkeit“ tun, man würde in ihnen gefühllos kalte Psychopaten vermuten.

Mit nachtwandlerischer Sicherheit schießt sich die Presse auf die „psychopathische Persönlichkeit“ des Angeklagten ein. Krausner, der noch am Donnerstag vor dem Prozeß auf einem Foto der *Kronen-Zeitung* einen vitalen Eindruck machte — Naturburschengesicht mit Raubtiereinschlag —, muß sich am Montag von demselben Blatt vorwerfen lassen, er biete „optisch eine Überraschung“. „Er sieht ganz anders aus als auf den Zeitungsfotos: weniger bullig, jünger, kleiner und schwächer ... blaßes Gesicht. Dem Blitzlichtsperrfeuer begegnet er mit stoischer Miene.“

Bis zuletzt zeigt dann Krausner, „der sich übrigens halbwegs gewandt ausdrücken kann“, wie die *Kronen-Zeitung* einräumt, „äußerlich keinerlei Anzeichen einer Erregung“ oder gar „Gemütsbewegung“. Nur „sind Krausners Hände am Rücken zu Fäusten geballt, daß die Fingerknöchel weiß hervortreten“. „Während der ganzen Verhandlung ballte der Angeklagte seine Fäuste so um ein Taschentuch, daß sich die Knöchel weiß verfärbten.“ Bei der Urteilsverkündung ist „sein wächsern-bleiches Gesicht wie erstarrt, nur die ruhelos wandernden Augen las-

sen die innere Spannung erkennen. Die Hände hält der Mann so zu Fäusten um ein Taschentuch geballt, daß sich die Knöchel weiß verfärbten.“

Aus den psychiatrischen Gutachten weiß man, daß zu den „psychopathischen Grundeigenschaften“ sowohl fehlende „Gemütsstiefe“ als auch „innere Spannungen“ gehören.

Gustav Krausner hat vor dem Prozeß der Gendarmerie und dem Untersuchungsrichter den Tathergang genau und gründlich geschildert, in dieser Genauigkeit und Gründlichkeit mit der kongenialen amtlichen Pedanterie Komplizenhaft kollaborierend. Vor Gericht nimmt er nichts davon zurück. Aber der *Kurier* (24. 5.) tadelt ihn: Er erzähle, „was passiert war, emotionslos, ebenso ungehört, wie er es verübt hatte“. Wo es sich doch um eine Tat handle, die „Entsetzen und Abscheu auslöst“. Die ansonsten um eine humane Darstellung bemühte *Arbeiter-Zeitung* (25. 5.) behauptet: „Krausner war auch vor Gericht nicht zu Reue fähig“, und daß er „auch nun, drei Monate nach der Tat, nicht dazu fähig war, Reue zu empfinden oder auch nur zu heucheln“. Dabei hatte Krausner im Schlußwort erklärt, er bereue seine Taten, es tue ihm leid.

Ein Mörder, vom Opfer „verfolgt“

Die äußere Tatseite sieht so aus: Am Abend des 24. Februar brennt das Altgummilager der Semperitfabrik in Wimpassing. Die elfjährige Daniela, Tochter des Gloggnitzer Fahrschulbesitzers Gasterer, läuft mit ihrer Freundin, der neunjährigen Sonderschülerin Elfriede Huszovits, am Ufer der Schwarza entlang, um „das Feuer zu schauen“. Es wird aber schnell finster, die Mädchen kehren um und laufen zurück. Der 34jährige Arbeitslose Gustav Krausner beobachtet vom anderen Ufer der Schwarza aus, auf einer Schlackenhalde sitzend, durch einen Feldstecher die Rauchentwicklung und die Mädchen.

Krausner befindet sich in einer deprimierenden Lebenslage. Schon lange verdient er nichts mehr, lebt vom Fallstellen, seine geschiedene Frau und die vier Kinder beziehen nur Kinderbeihilfe. Das Häuschen der Frau ist zwangsversteigert worden, der Räumungstermin rückt näher. Krausner hat an diesem und dem vorhergehenden Tag versucht, in Wien eine Wohnung zu finden, war aber, wie schon so oft, in verschiedenen Lokalen hängengeblieben, hatte oberflächliche Geselligkeit und ein wenig Alkohol (plus zwei Tabletten Captagon) genossen. Es war ihm alles schiefgegangen.

Auf der Schlackenhalde steigt ihm beim Anblick der Mädchen eine Erinnerung auf: Während sich Krausner im Knast aufhielt (insgesamt drei Jahre wegen verschiedener Einbruchsdelikte), war im Wiener Neustädter Park ein Mäd-

chen mit einem Bleistift erstochen worden — der bis heute ungeklärte „Bleistiftmord“. Die Knastbrüder phantasierten daraufhin, wie schön es doch wäre, einmal „eine Fut ohne Haar“ anzuschauen und auszugreifen ... Krausner rennt zu den Mädchen hinüber, packt sie und spricht sie an: „Laßt eure Wadeln angreifen, euren Speck, eure Pixn!“

Daniela läuft davon, Krausner ihr nach. Er schimpft mit ihr, schlägt sie, schleppt sie auf das Gelände einer aufgelassenen Zellulosefabrik. Dort muß sich Daniela ausziehen. Auch er entkleidet sich. Als Daniela sich seinen Fingerspielen widersetzt, fesselt er sie mit ihrer Strumpfhose und peitscht sie mit ihrem Leibriemen. Er bekommt eine Erektion, defloriert sie, koitiert auch in den Anus. Danach befiehlt er dem Mädchen, die Oberkleidung wieder anzuziehen.

Nun versucht Krausner, Daniela in einer etwas entfernteren Gegend „zu verlieren“. Sechs Kilometer weit marschiert er am Ufer der Schwarza entlang, das Mädchen trottet hinter ihm drein — den Pullover verkehrt angezogen, die offene Hose mit den Händen am Hinunterrutschen hindernd (Krausner hatte den Gürtel in den Fluß geworfen). Als sich Leute nähern und das Kind zu schreien beginnt, zerrt er es zum Wasser hinunter, schlägt ihm mit einem großen runden Stein mehrmals auf den Kopf, würgt es, läßt es ins Wasser gleiten. Die Elfjährige hat noch die Kraft, durch die Schwarza zu einem Brückenpfeiler zu schwimmen, aber Krausner zieht die Hose aus, watet in den Fluß und hält den Kopf des Mädchens so lange unter Wasser, bis es kein Lebenszeichen mehr von sich gibt.

„Daß s' stüll is!“

Alles das bestätigt Krausner in der Gerichtsverhandlung. Es ist ein Faktengeständnis. Aber wie sieht es mit der „subjektiven“, der „inneren Tatseite“ aus? Erst durch sie wird, bei entsprechendem Vorsatz, juristisch aus der Tötung ein Mord. Krausners junger Pflichtverteidiger *Hahn* hat in fünf Unterredungen mit seinem Mandanten die Linie der Verteidigung fixiert: Volles Geständnis, so daß der Tatbestand „vorsätzlicher Mord“ dem Gericht keine Schwierigkeiten und keinen Ärger mehr bereitet, woraufhin man vielleicht hoffen kann, daß diese völlige Selbstausslieferung des Angeklagten den Senat bei der Strafbemessung milde stimmt. Also zwar schuldig, aber kein „lebenslanger Freiheitsentzug“. Eine Hoffnung, die angesichts der Volksseelenempörung wahnhaft anmutet.

Da legt sich Krausner plötzlich quer. Er sagt dem Gericht, lange habe er in der Einzelzelle (man hatte ihn von den übrigen Gefangenen trennen müssen, weil diese ihn mit dem Umbringen bedroht

hatten) darüber nachgegrübelt, wie er überhaupt diese „Scheußlichkeiten“ habe „z'sammdrahn“ können, aber dabei sei er auf keinen grünen Zweig gekommen. Offenbar will er nun das Gericht dazu bewegen, ihm bei seiner Seelenerforschung zu helfen (die Gutachter hatten sich, scheint's, nicht als Ärzte gefühlt).

Damit kommt er aber schlecht an! Richter und Geschworene sind nur daran interessiert, den „Vorsatz“, die „Entscheidung“ für das Verbrechen herauszupräparieren und die Motive möglichst rational, man könnte sagen, materialistisch, utilitaristisch erscheinen zu lassen. Eigenartigkeiten des Erlebens werden dem Mörder nicht erlaubt. „Sie wollen uns doch nicht weismachen, Sie hätten unter innerem Zwang und in Trance gehandelt“, pudelt sich ein Beisitzer auf.

Ein Geschworener „nimmt es“ dem Angeklagten „einfach nicht ab“, daß er sich nicht klar und überlegt für den Mord entschieden hat. Bis zum Ende des Prozesses sitzt er dann auf seinem Platz mit jenem wissenden Lächeln, in dem schon das Urteil zu lesen ist.

Krausner gibt nicht auf, er queruliert weiter. So erzählt er, er habe dem Kind — unverständlicherweise — schon vor der Vergewaltigung voll Zorn Vorwürfe gemacht, ihn in „eine solche Situation gebracht“ zu haben: „Da hab i dann ang'fangen, hochdeutsch mit ihr zu reden.“ Nach der Notzucht sei er von Enttäuschung, Wut, Ekel vor sich selbst und Angst gepackt nur immer „weg, wegga, wegga g'rennt“, aber das geschändete Mädchen sei immer wieder hinter ihm aufgetaucht. Seine Angst sei immer stärker geworden. Dann am Wasser, als Daniela um Hilfe rief: „Des war ka Einfall, wia i ihr den Stan am Kopf g'schlag'n hab, hab i nimmer aufhören können. Vernünftige Überlegungen waren des do net.“ Krausner sagt, er habe eine „heiße Welle in sich aufsteigen“ gefühlt. Nachher ist er ihr dann wieder nachgelaufen: „Solang i s' g'segn hab, solange i s' g'hert hab, solange s' im Wosser plantscht hat, hab i nachrennen müaßn. Daß s' stüll is, daß s' endli stüll is, jetzt muaß s' amal stüll sei. Des kann i net erklären, warum. I kann ma manches net erklären. Des war ka Entschluß net, des is so passiert.“

„Das Hirn befiehlt, die Hände handeln“

Vom Gericht und der Tagespresse wird das als pure Ausrede gewertet. Von allem Anfang an sei es dagewesen, sagt Krausner, dieses Gefühl „nur weg, Angst, Blödsinn, was mach i da, nur weg, ka guates G'fühl“. Aber: „Weg hab i net können. Mir war überhaupt nix klar.“ Und als Daniela tot war: „Damit waren alle Probleme gelöst, es war alles in Ordnung wieder. Daß i wieder allan war, daß alles so war wia vorher, wie es sein hätte sollen.“

Der Senatsvorsitzende *Prinz* bringt militärische Logik in diesen Salat: „Die Hände handeln, weil das Hirn ihnen einen Befehl erteilt, aufgrund eines Befehls, den ihnen das Hirn gibt, handeln dann die Hände. Daher müssen Sie irgendwann den Entschluß gefaßt haben, das Mädchen zu töten.“ Dementsprechend sind sich alle im Saal anwesenden Gemütsmenschen drüber im klaren, daß der „gefühllose Psychopath“ Krausner nach eiskalter Befriedigung seines Notzuchtgelüstes einfach brutal die einzige Mitwisserin seiner Schandtats beseitigen wollte: „Daß s' endli stüll is.“

Besonders verabscheuungswürdig erscheint Krausners Behauptung, Daniela sei vor dem Mord eine Zeitlang hinter ihm hergelaufen. „Wie ein Hunderl, so als ob ihr die qualvolle Schändung gefallen hätte“, empört sich der Privatbeteiligtenvertreter, und der Staatsanwalt hält es für nötig, noch im Plädoyer darauf hinzuweisen, daß Daniela „ein Kind und kein Babyvamp“ gewesen sei, der den Angeklagten sexuell gereizt haben könnte. Schließlich einigen sich alle auf die Formel, die Elfjährige sei infolge der schmerzhaften autoritären Behandlung durch Krausner tief verängstigt und geschockt gewesen. Daß sich der fliehende „Unhold“ dennoch verfolgt gefühlt haben könnte, wird nicht zur Kenntnis genommen. Der Aufmachertitel der *Kronen-Zeitung* (24. 5.) faßt zusammen: „Seltsame Verantwortung des Angeklagten: Krausner gesteht den Mord, aber gibt Daniela die Schuld.“

Nun tritt die Riege der Sachverständigen vor die Schranken des Gerichts. Der Gerichtsmediziner *Bauer* hat alles untersucht und gemessen: den „treppenförmigen Schädelbruch“ bei Daniela, die Verletzungen der Schleimhäute von Vagina und Darm, die Perforation des Hymens („wie üblich bei Entjungferungen gegen den Damm zu bis auf die Scheidenwand“), bestimmt wurden die Blutgruppen von Täter und Opfer, gezählt wurden Spermien in der Vagina (im Darm war dies „zweifelsfrei nicht möglich, weil sich hier erfahrungsgemäß auch sonst Gebilde aufhalten, die Spermienköpfen sehr ähnlich sind“). Abstriche am Glied des verhafteten Täters förderten keine Gewebsetzen und Säfte der Daniela zutage. Dafür war die Zeit schon zu lange verstrichen. Fazit: „Ein Einführen des Gliedes dürfte stattgefunden haben.“

Daß das Kind ertrunken war, konnte ebenfalls, wie es so schön heißt, „objektiviert“ werden: In den „peripheren Abschnitten der Lungen“ fanden sich ausgerechnet jene zwei Stämme von Kieselalgen, die dort leben, wo Daniela nach dem Geständnis des Täters ihr Leben ausgehaucht hat. Alle Verletzungen, auch die „zungenförmigen“ Striemen der Peitschung, wurden auf Farbfotos festgehalten, diese in Alben gebunden und dem

Senat sowie den Geschworenen zum gefälligen Studium überlassen. Das ist notwendig, es dient der „Wahrheitsfindung“. Honni soit qui mal y pense.

Definition der Psychopathie ist zirkulär

Danach kamen die Psychiater an die Reihe. Der „Zweitgutachter“, Stadtphysikus Obersenatsrat Dr. *Psick*, zeigte, daß auch ein Mensch, der nicht Dozent oder Professor ist, wissenschaftlich eloquent und „in allem Wesentlichen sowie in den Details“ mit dem Herrn Universitätsdozenten (dem „Erstgutachter“ Dr. Pius *Prosenz*) übereinstimmen kann. *Psick* brach eine lange Lanze für die forensischen Gerichtsgutachter vom Typ des Wiener Primars Dr. *Gross*. Wenn *Gross* im Wiener Landesgericht aufsteht, um seine Gutachten zu verlesen, betet der Chor auf der Journalistenbank die Litanei: „Beim Probanden besteht eine beträchtliche Erhöhung des Aggressionspotentials sowie eine Herabsetzung der Frustrationstoleranz. Er war zum Zeitpunkt der Tat voll zurechnungsfähig.“ *Gross* strapaziert den berüchtigten Psychopathiebegriff. Dazu *Psick*: „Unsere Berufsgruppe wurde schon oft gerügt, daß wir immer wieder ... Aber man kann eben nichts anderes aus einem Menschen herausholen, als was in ihm drinsteckt. Und es ist kein Zufall, daß hier vor Gericht besonders häufig Psychopathen stehen.“ Nein, das ist kein Zufall, denn die Definition der Psychopathie ist zirkulär.

Psychopathen sind auffällige Personen, deren Auffälligkeit recht summarisch auf „dominante Merkmale“ reduziert wird. Diese liefern dann die „Begründung“ der Auffälligkeit. Zur Jahrhundertwende entstand in Mitteleuropa unter biologistischen Auspizien eine Typologie der Psychopathen. Es handelt sich um eine bloße Katalogisierung. *Kurt Schneider* (1923) wollte Psychopathien noch „wertfrei“ betrachten. Aber schon seine Definition „Abweichungen von einer uns vorschwebenden, aber nicht näher zu bestimmenden Durchschnittsbreite menschlicher Persönlichkeiten“ enthält eine soziale, moralische Norm. Auch gerieten die Kategorien des „An-der-Gesellschaft-Leidens“ und vor allem des „Störens“ in den Psychopathiebegriff.

Der Psychopath hat im Vergleich zum „normalen“ Menschen immer ein Zuviel oder Zuwenig bestimmter Charaktereigenschaften, was auf einen Defekt hinausläuft. Wie das Zuviel oder Zuwenig gemessen werden soll, liegt in den Sternen. Kriminelle sind normwidrig und „stören“, Psychopathen sind daher definitionsgemäß unter ihnen „besonders häufig zu erwarten und auch tatsächlich vertreten“. Psychopathie und Kriminalität sind fast identisch.

Mit den Normen hat es eine eigene

Die Stunde ihr Leben

erfolgt Vater hat gestanden!



**Ausbildung
der Kinder zu
Lokalreportern:
Nach dem
Sexualmord das
Voyeurverbrechen
aus zweiter
Hand**

Bewandtnis. Am meisten wertfrei scheint die des statistischen Durchschnitts zu sein. Aber in Wiener Neustadt beteuerten die Gutachter, aus den psychopathischen Anzeichen bei Krausner könne selbst heute nicht Notzucht und Mord geschlossen werden. Eine ähnliche „psychopathische Struktur“ wiesen viele „normale“ Zeitgenossen auf. Auch von diesen kann man also noch einiges erwarten. Was sich mit der Behauptung der Psychoanalytiker deckt, der „normale Durchschnittsmensch“ sei ein verkappter Sadist. Der unmögliche Psychopathiebegriff wird von der forensischen (nicht der klinischen!) Psychiatrie weiterverwendet, weil er so bequem ist: Man kann das Auffällige am Delinquenten „erklären“ und die kriminell Gewordenen dennoch zur Verantwortung ziehen. Es handelt sich ja nur um „Spielarten“ des Menschlichen.

Einmal wöchentlich — normal

Dr. Psick hat seinerseits einen Fachpsychologen, Professor Pfabigan, um ein Untergutachten bemüht. Es ergab sich, daß der Rorschachtest zu der Übereinstimmung Psick/Prosenz seinen Segen gab. Im Hirnstrombild (EEG) des Gustav Krausner, das man vorsorglicherweise auch noch aufgenommen hatte, erschien nicht das kleinste epileptische Zeichen.

Resultat: Der Angeklagte leidet an keiner Geisteskrankheit, er ist durchschnittlich intelligent (was abenteuerlicherweise aus dem Rorschach errechnet wurde), durchaus „kritikfähig“, erinnert sich an alle Details der Tat, weiß die ethischen Normen abstrakt zu unterscheiden, leidet an keiner Neurose, hat keinen besonders starken „Aggressionstrieb“, ist sexuell „durchaus normal“: Erst im Alter von 17 Jahren zeigt ihm seine spätere Frau, wie man es macht („der hatte ja keine Ahnung“), er interessiert sich nicht für Männer, muß von seiner Frau (einmal wöchentlich) zum Beischlaf animiert werden, absolviert diesen ohne sadistische „Besonderheiten wie Beißen und Zwicken“.

„Gustav Krausner macht es dem Gericht besonders schwer“, klagt die Arbeiter-Zeitung: „Er ist kein Triebtäter.“ Sondern, sagen die Gutachter, eine „eher unauffällige Persönlichkeit“ mit einer „anlagebedingten“, also ererbten „seelischen Abnormität bestimmter Färbung“: „Etwas weniger Gefühl und Gemüt“ als der Normalmensch, „etwas seichter und flacher, nicht so tief, weniger lang anhaltende Gefühle, aber keineswegs gefühllos oder gefühllos, Mangel an echter (!) zwischenmenschlicher Kontaktfähigkeit, aber auch der nicht schwer und gravierend“. Krausner „leidet mehr“ als der Normalmensch „an inneren Spannungen, Unlustgefühlen, kann sich weniger dage-

gen helfen, hat daher eine Neigung zu Änderungen aller Art, Ortsveränderungen, Affektexplosionen“. Es besteht eine „erhöhte Neigung zu Aggressivität und Eigentumsdelikten, mangelndes Interesse an sozialem Fortkommen, an Arbeit“. Krausner „setzt Handlungen, die alles wieder zerstören“. Psychopathen wie er „können es eben nicht ertragen, daß es ihnen gutgeht“.

Den Eltern durch „Diffusion“ ausgewichen

Leider, bedauert Psick, hat Krausner „kraft seines Willens, kraft seiner Vernunft aus seiner Intelligenz nie recht viel angefangen, hat sie nicht entwickelt, sondern sich seiner Psychopathie immer weiter hingeeben, ihr immer weniger Widerstand geleistet“. Er hat sich „in den Drang, etwas Bestehendes, Geordnetes aufzugeben, die Ordnung hinter sich zu lassen und eine sogenannte Freiheit zu suchen (unter der Devise: So wenig Zwang wie möglich), immer mehr hineingesteigert“.

Krausner, das wissen wir, war ein Einzelkind und hat sich mit seiner Mutter, einer sogenannten „hochanständigen Frau“, nicht gut verstanden. Er spricht von Schlägen, die sie ihm verabreichte. Zwischen Mutter und Kind scheint schon in Krausners früher Kindheit etwas

Die Stunde
ihr Leben
erfolgt Vater hat gestanden!

Die Stunde
ihr Leben
erfolgt Vater hat gestanden!

Die Stunde
ihr Leben
erfolgt Vater hat gestanden!

schiefgelaufen zu sein (die forensischen Psychiater interessieren sich dafür nicht). Das (anale) Thema „Freiheit“, Probleme der Selbstbestimmung sind deutlich erkennbar.

Der Berufswunsch Krausners war Gärtner, was auch nicht ohne Interesse ist. Die Eltern jedoch (der Vater spielte eher die Rolle des guten Kumpels) gaben den Buben in die Spenglerlehre. Er kann sich gegen die Eltern nicht durchsetzen, gehorcht, zieht sich zurück. Aber es besteht an der Arbeit, die er brav absolviert, „keinerlei Interesse“.

Mit der Zeit verwahrlost Krausner, d. h., er wehrt seine Destruktivität gleichsam durch „Diffusion“ ab. Den Haß, der hinter Krausners „unauffällig“ verwahrlostem Verhalten steckt, spüren die Psychiater irgendwie. Aber sie moralisieren herum. Zunächst, sagt Psick anerkennend, konnte sich Krausner noch mit dem ungeliebten Beruf „abfinden, aber den Zwang beim Bundesheer hat er dann nicht mehr ausgehalten ... Wann immer eine kleine Schwierigkeit war ... Scheu vor Verpflichtungen, Zwang, Unterordnung.“

Der bürgerliche *Kurier* (25. 5.) sekundiert: „Krausner fand seine Freiheit, indem er plötzlich zu arbeiten aufhörte, die Nächte durchtrank, einbrechen ging. Er fand sie, als er plötzlich, ohne Ankündigung, nach Frankreich fuhr, ohne Geld, ohne Ziel. Aber die Freiheit, an die er dachte, machte ihn noch unfreier: Er wurde wegen 40 Einschleichenstählen inhaftiert.“ — „Das, was ich wollen hab, hab ich nie z'sammbracht“, sagt Krausner. So geht's zu in dieser Gesellschaft.

Die Einschleichenstähle hatten etwas Voyeurhaftes. Krausner stahl dabei kaum etwas, aber er liebte es, über Schlafende hinwegzusteigen. Das analysieren die Psychiater nicht. Sie trösten sich ja auch mit der angeblich „normalen“ Sexualität Krausners, die doch sehr auffällig ist, mit dem Fehlen von Sadismen. Während seiner Lehrzeit hatte sich Krausner einige Male vorgenommen, mit Mädchen anzubandeln, aber schließlich sagte er sich doch immer: „Es wird eh nix draus.“ Der oral-anal Gestörte ist selbstunsicher und empfindet die Frau (unbewußt) als Bedrohung. Die kindliche Objektwahl („Fut ohne Haar“) ist so unverständlich nicht.

Die Gutachter bagatellisieren sie jedoch zu einem „normalen Wunsch, wie ihn jeder einmal hat“, nur realisiere dann der willensstarke Normalbürger diesen Wunsch eben nicht.

Gar nicht beachtet wird Krausners eigenartige „Tierliebe“: Er spielt gerne mit Schlangen und Kröten, füttert große Waldameisen mit Zuckersaft, läßt die roten Ameisen mit den schwarzen kämpfen und sieht interessiert zu. Aber Krausners Sexualität ist für die Gutachter durchaus „normal“, es finden sich keinerlei sadistische Anzeichen.

Narzißtische Kränkung, regressive Notzucht, erleichternde Tötung

Der Knast (nach den Einbruchsdiebstählen) hatte nach Meinung Psicks eine „bemerkenstwerte“ Wirkung erzielt: „Nach der Kerkerstrafe war Krausner bedeutend verändert, er war nicht mehr fähig, einbrechen zu gehen, weil er Angst hatte.“ Dafür hat er — angstgetrieben — Daniela Gansterer umgebracht. Resozialisiert!

Der smarte und elegante Dozent Prosenz (seine Residenz liegt in einem schönen Neustädter Park) bestätigt die progrediente Verlaufsform von Krausners sittlichem Verfall: In seiner „Selbstzerstörungstendenz“ stellt sich der Psychopath Krausner „außerhalb der Gesellschaft und geht einen Weg, der immer krimineller wird, gleichgültig gegenüber dem Schicksal anderer und seines eigenen“. Er sieht in der elfjährigen Daniela nur mehr „eine Puppe mit Geschlechtsmerkmalen“. „Stufenförmig“ wie sein verpfushtes Leben „steigert“ sich auch der Unrechtsgehalt im „Tathergang“ des 24. Februar: Zuletzt ist für Krausner Notzucht und Mord „nur mehr wie ein Einsteigen in ein fremdes Haus durch das offene Fenster“. Einbrechen traut sich Krausner doch nicht mehr!

Es sieht eher so aus, als ob — nach den narzißtischen Kränkungen der letzten Tage — bei Krausner etwas impulsiv durchgebrochen ist, das nicht mehr zu bändigen war. Wir erleben den regressiven Kontaktversuch zu einem Kind mit, das ihn weiter narzißtisch kränkt. Wut und Haß steigen nun auf, und verschiedene typische Abwehrmechanismen setzen ein: Die Projektion der Schuld auf das Opfer, die Sexualisierung. Aber der Zusammenbruch ist nicht aufzuhalten. Die Angstgefühle werden immer stärker, Verfolgungsideen machen Krausner zu schaffen. Die Grenzlinie zur Psychose ist erreicht. Während die Notzucht keine Befriedigung brachte, bringt die Tötung Erleichterung, Wiederherstellung des Ich.

Ganz lösen sich die Spannungen erst, als auch das strenge (mütterliche) Über-Ich zufriedengestellt ist: als Krausner am nächsten Tag bei der Gendarmerie eine Flasche Bier trinkt und gesteht. In der Nacht nach dem Mord hatte Krausner „nicht besonders gut geschlafen“. Die *Kronen-Zeitung* läßt das kleine Wörtchen „nicht“ weg und triumphiert: „Nach der Tat schlief der Mann, wie er erzählt, besonders gut ...“ (24. 5.).

„Ich höre schon die Frage“, gesteht der Obersanitätsrat Psick, „wie es dann zu so einer Tat kommen konnte.“ Und bietet eine verblüffende Antwort an: „Es bedurfte eben des Hinzutretens von äußeren und inneren situativen Umständen.“ Letztlich verantwortlich ist aber die „Willensfreiheit“, denn „es gibt eben

Dinge, die ein Mensch tut, weil er eben will, weil er sich dazu entscheidet“. Das Psychopathisieren der forensischen Psychiater endet mit einer Trivialität und einer symbolistisch-surrealistischen Farce: Hat Gustav Krausner gar als „révolté“ einen „acte gratuit“ gesetzt?

Eingeplanter Selbstmord?

Acht Geschworene sprechen den Sexualmörder einstimmig schuldig und verneinen ebenso einstimmig die Zusatzfrage nach der „Zurechnungsunfähigkeit“ zur Zeit der Tat (§ 11 StGB). Den „Wahrspruch“ darf eine Frau verlesen. Sie tut dies mit harter Stimme. Es ist auf den Tag genau drei Monate nach Verübung der schrecklichen Taten. Eine doppelte Genugtuung. Als sich der Senat zur Strafbemessung setzt, erblüht ein Lächeln im Gesicht des Vorsitzenden.

Das „gut eingespielte Dreirichterteam“ Prinz, Schreiber, Duda, das sich „als ausgezeichnetes Team erwiesen“ hatte (*Kronen-Zeitung*), zieht von den Milderungsgründen (Geständnis und psychopathische Veranlagung) die „besondere Schwere der Tat“ (Heimtücke, Grausamkeit, Hilflosigkeit des Opfers) ab. Es bleibt ein Null an Milde, ohne Rest. Nur die Untersuchungshaft wird paradoxerweise der lebenslangen Strafe „angerechnet“. Daß das Scheußliche der Tat vielleicht mit der Gestörtheit des Täters zusammenhängen könnte, man also umgekehrt hätte verrechnen müssen, wäre wohl ein zu gewagter Gedanke gewesen.

Krausner wird auch in Stein — ohne Behandlung — seine Identität, seine psychische Autonomie nicht finden können. Er ist bloß abgeschoben. „Lebenslanglich muß in diesem Fall auch lebenslang bleiben“, hatte Gansterers Vertreter in seinem Plädoyer verlangt, und die *Kronen-Zeitung* beeilte sich, „den Justizbehörden zu raten, von Begnadigungen Lebenslanger nur äußerst sparsamen Gebrauch zu machen“. „Denn es wäre nicht auszudenken, wenn etwa ein vorzeitig entlassener Mörder diese Milde mißbrauchen und rückfällig werden würde.“

Es könnte freilich, wie Dozent Prosenz durchblicken ließ, auch der Selbstmord des Gustav Krausner erfolgen. Dann hätte sich Norbert Burger den „Sauschneider“ erspart.

Inzwischen tun die Eltern der ermordeten Daniela alles, um ihre noch lebende älteste Tochter „so gut wie möglich abzulenken“. „Wir lassen sie“, erzählt Mutter Gansterer der *Kronen-Zeitung*, „jetzt reiten lernen, damit sie nicht an das schreckliche Schicksal der Jüngeren denkt.“

Die geschiedene Frau Krausners wird mit den vier Kindern aus Gloggnitz wegziehen und sich einen Arbeitsplatz suchen müssen. So ist zu hoffen, daß in die Kleinstadt bald wieder die bürgerliche Ruhe einkehren wird. □

Plombierter Sexualmörder

Eberhard Schorsch/Nikolaus Becker: Angst, Lust, Zerstörung. Sadismus als soziales und kriminelles Handeln. Zur Psychodynamik sexueller Tötungen, Rowohlt Verlag, Reinbek 1977, 320 Seiten, DM 19,80, öS 152,50

Die Psychoanalyse hat bis jetzt keine umfassende Sadismustheorie entwickelt. Das liegt vielleicht auch daran, daß die Vertreter dieser Richtung Angst vor ihren eigenen Erkenntnissen haben, konkreter ausgedrückt: Angst davor, sich selbst und den Mitmenschen zu sagen, wieviel Sadismus in jedem von uns steckt. Das meinen jedenfalls die Autoren des Buches, Professor Schorsch, Leiter des Instituts für Sexualforschung in Hamburg, und Diplompsychologe Becker, Psychotherapeut

palen Konflikten, sondern in denen der späten oralen und frühen analen Phasen, wo das Hauptthema die Symbiose und die Loslösung aus ihr (mit dem Spiel von Introjektion und Projektion beim Aufbau und der Trennung von Ich und Objektwelt) ist. Gesellschaftlich wäre daher Sadismus nicht (wie das Wilhelm Reich und Max Horkheimer taten) der patriarchal-autoritären deutschen Kleinfamilie mit ihrer Erziehung zum Untertanen zur Last zu legen, sondern der Rolle der „Frau und Mutter“ in der bestehenden Familienstruktur.

Das Selbstverständnis und die eigene Autonomie der Frau entscheiden darüber, ob sie fähig ist, ihrem Kind in den ersten beiden Lebensjahren intensive Liebeszuwendungen und Hilfe bei der Erlangung der Autonomie angedeihen zu lassen und damit die oralen (und analen) Aggressionen zu entschärfen. Daß diese riskante primäre Soziali-

Becker die frühe Störung in der Verselbständigung und Autonomiegewinnung des Individuums. Dadurch bleibt eine primärprozeßhafte Erlebnisverarbeitung erhalten. Die eigene Identität ist instabil, es bestehen Unsicherheiten und Ängste, unentschärft destruktive Impulse werden frei. Gegen die inneren Spannungen (die bis zur Selbstzerstörung treiben können) werden nun Abwehrmechanismen mobilisiert. Das Störende wird abgespalten, isoliert, in der phallisch-narzißtischen Phase sexualisiert. Phallische Sexualität verleiht dem unsicheren Individuum etwas narzißtische Stärke. Die Abwehrmechanismen wirken wie eine „Prothese“, eine „Plombe“ im defekten Ich.

Hier gibt es nun Unterschiede zwischen den Sadisten. Der subkulturell zivilisierte Sadist ist nicht nur fähig, seine „Plombe“ mit den verschiedensten oralen, analen, phallischen, ödipalen Phantasien anzureichern und so eine eigene, private, von den Sozialbeziehungen streng ge-

groß oder die Abwehrmechanismen zu schwach sind, es beginnt ein Prozeß zu laufen, der nach immer stärkerer Isolierung von der Realität und immer zwanghafterer sexueller Phantasietätigkeit (also immer verzweifelteren Abwehrversuchen!) schließlich zur Tötung mit sexueller Entladung führt. Und zwar in einem primärprozeßhaften Rauschzustand, einer Art Trance.

Daneben gibt es einen anderen Sexualmördertypus, den Schorsch-Becker den „impulsiven Täter“ nennen. Er verarbeitet den oralen Haß nicht symbiotisch-erotisch, sondern anal (Freiheit!), und läßt ihn sich über die gesamte Persönlichkeit ausbreiten. Er ist also zur Plombenbildung unfähig, was sich besonders gefährlich auswirkt. Ist der erste Tätertypus mit seinen nicht-sadistischen Persönlichkeitsanteilen sozial angepaßt, so wirkt der zweite asozial und verwahrlost. Dafür fehlt ihm völlig die progredient-perverse Form der Aggressionsbewältigung. Er ist auf einer schizoiden



an der Psychiatrischen Universitätsklinik Hamburg und Dozent am Michael-Balint-Institut für Psychoanalyse. Sie legen eine interessante psychodynamische Interpretation der verschiedenen Erscheinungsformen des Sadismus vor, die sich stark an Melanie Klein und den neueren Narzißmuskonzepten orientiert.

Nach Schorsch und Becker wurzelt Sadismus nicht in ödi-

sation sehr oft und beinahe weltweit schieft, zeigen nicht nur die (relativ seltenen) Sexualmorde und die Spielereien einer unbedeutenden (relativ harmlosen) sadistischen Subkultur, sondern vor allem die Affinität des „normalen Durchschnittsmenschen“ zu sadistischen Reaktionen (siehe das Gehorsamsexperiment von Milgram!).

Das Gemeinsame an allen Sadisten ist nach Schorsch -

trennte magische Welt zu erschaffen, er vermag es auch, sadistische Partnerbeziehungen mit allerlei Ritualisierungen aufzubauen. Das ordnet und kanalisiert den ursprünglichen „oralen Haß“ und schützt ihn und die Umwelt.

Der sogenannte „Lustmörder“ (nach Schorsch-Becker ein völlig verfehelter Begriff) leidet dagegen an der Unzulänglichkeit seiner „Plombe“. Ob nun der archaische Haß zu

Abwehrstufe stehengeblieben, Sexualisierung wird als Abwehr nur in sekundärer Weise verwendet, die inneren Spannungen drohen ihn paranoisch zu überwältigen.

Notzucht- und Tötungshandlungen, die schließlich erfolgen, kündigen sich durch keine Phantasietätigkeit an, die Taten führen zu keiner sexuellen Befriedigung, sondern zu einem Gefühl der Befreiung von Beengung,

R. Crumb

Umstelltsein, Eingeschränktsein usw. Der Tötungsakt stellt einen impulshaften Durchbruch, eine destruktive Entladung dar und erscheint besonders brutal, weil Gefühle, Lust, Zwischenmenschlichkeit und jedes verständliche Motiv fehlen.

Wachsende Ängste, steigende Verunsicherung, eine Gesellschaftsstruktur, deren „bestimmende Kategorien Herrschaft-Subordination, Allmacht-Ohnmacht, Unterdrückung-Submission“ sind, lassen auch beim Normalbürger sadistisches Handeln „unverhohlen und unverbrämt“ in Erscheinung treten und „zu etwas Alltäglichem“ werden: Inquisition, Sklaverei, Krieg, Faschismus, Folter, Verbreitung sadistischer Themen in Literatur, Film, Pornographie. Selbst die stereotypen Reaktionen der Bevölkerung auf Sexualmorde gehören hierher: Man will die „gefühllosen, brutalen Bestien“ (oder die in einem verschwommenen Sinn als „krank“ Bezeichneten) abschieben, ausgrenzen, -los sein. Zugleich faszinieren ihre von der Boulevardpresse ausgeschlachteten Taten (Haarmann, Kürten – während Leutnant Calley, Rudolf Höss vergessen werden).

So erfüllt die Entrüstung eine sozialpsychologische Funktion: Im Ruf nach Rache, Vergeltung, der Wiedereinführung der Todesstrafe, nach Kastration und „Zerreißen in Volks- und Lynchjustiz“ verschaffen sich die verpönten Affekte und Phantasien ein Ventil, weil sie hiebei nicht im Dienst der eigenen Lust, sondern von Law und Order zu stehen scheinen. Ein Mechanismus der „doppelten Identifikation“ (mit dem Verbrecher und mit heimlicher Triebbefriedigung einerseits, mit einem sadistischen kollektiven Über-Ich andererseits) trägt zur Entlastung und kollektiven Stabilisierung bei. Der Straftäter fungiert als Sündenbock.

Von dieser Mentalität sind auch die Gerichte und die Gerichtspsychiater nicht frei. Juristen müssen Individualschuld feststellen und verurteilen (das Laienrichtertum bringt die Vorurteile der Öffentlichkeit und das „Sicherheitsbedürfnis“ noch zusätzlich ins Spiel) und bedienen sich, schlecht ausgebildet, des „gesunden Menschenverstandes“ und der „allgemeinen Lebenserfahrung“. Daß jede Gerichtsverhandlung auch eine gruppenspezifische In-

teraktion ist, wird ihnen nicht bewußt.

Die Gerichtspsychiater wiederum passen sich als „Mägde der Jurisprudenz“ an und geraten ins („wissenschaftlich“ verschleierte) Moralisieren und Verurteilen. Schorsch und Becker nehmen da besonders den Psychopathiebegriff aufs Korn (nach Mauz „ein Abfallkorb, der nichts erklären kann und will“, weil sonst die „Übereinkünfte hinsichtlich der erwünschten Schuldfähigkeit“ ins Wanken kommen könnten).

Aber auch der beliebte Begriff „Motiv“ (mit der Einteilung in „niedrig“ und „weniger niedrig“) behagt Schorsch-Becker nicht. Die Handlungsmotivationen, argumentieren sie, sind ja sehr komplex und immer nur zum geringsten Teil bewußt. Völlig falsch werde das „Lustmotiv“ bei Sexualmorden ins Spiel gebracht (in der Formel „zur Befriedigung des Geschlechtstriebes“). Denn diese Taten resultieren nicht „aus dem Streben nach einem besonderen Lustgewinn, sondern aus einem Zusammenbruch der psychischen Abwehrmechanismen“.

Schorsch-Becker bringen 16 Fallstudien aus ihrer Gutachterpraxis. Daraus ist zu ersehen, daß die sadistischen „Typen“ in Wirklichkeit kaum „rein“ vorkommen. Die Autoren interpretieren die Fälle als

„Tötung des Kindes in sich“ oder „Tötung des Weiblichen in sich“, als „Flucht in die magische Phantasie“ oder „Allmacht und Tötungsrausch“. Bei den impulsiven Sadisten geschieht ein „Mord an den Müttern“ oder „der Fetisch“ wird zum „bösen Verfolger“ oder es handelt sich um „Zerstörung und Wut eines ‚kleinen Jungen‘“. Auch die „spezielle Opferwahl“ wird beleuchtet: „Sexuell motivierte Tötungen“ von Kindern, alten Frauen, Prostituierten-tötung.

Das Buch schließt mit Überlegungen zur Therapie. Kritisiert werden oberflächliche und sadistische Therapieformen (Drogen, Kastration, Gehirnoperation), vorgeschlagen wird eine (noch in Erprobung befindliche) psychoanalytisch-verhaltenstherapeutische Kombination. Die Schwierigkeiten der Therapie liegen in der Notwendigkeit, die frühestkindlichen Aggressionen durcharbeiten, was spezielle Behandlungskonzepte erfordert.

Therapie verlangt auch eine entsprechende Umgebung. Daß sozialtherapeutische Anstalten so zögernd geschaffen werden, schreiben Schorsch-Becker einem „subtilen sadistischen Umgang der Gesellschaft mit Straftätern“ zu. □

Josef Dvorak

Tortur

Erica Fischer / Brigitte Lehmann / Kathleen Stoffl: Gewalt gegen Frauen. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1977, 123 Seiten, DM 12,80, öS 99

Eineinhalb Jahre nach dem Tribunal „Gewalt gegen Frauen“ (März 1976 in Brüssel)¹ erscheint eine gleichnamige Dokumentation, geschrieben und zusammengestellt von drei österreichischen Feministinnen. „Gewalt in der Familie“, „Vergewaltigung“ und „Gewalttätige Medizin“ lauten die Kapitel.

Die Familie als Brutstätte der Gewalt: nicht nur in Unterschichtsverhältnissen, sondern quer durch die Klassen. Nur die wenigsten Gewaltakte werden angezeigt. Aus Angst

vor der „Schande“ (für ein „schlechtes Familienleben“ fühlt sich die Frau verantwortlich), vor entwürdigenden Ritualen bei Polizeieinvernahmen. Immer noch ist patriarchale Handgreiflichkeit ein Kavaliärsdelikt. Zudem passiert's im Nebel des Privaten, das seit dem alten Rom von der Patriae potestas, der „Väterlichen Gewalt“, dominiert wird.

Als Gegenwehr schlägt die Frauenbewegung „Frauenhäuser“ vor, wie sie in vielen europäischen Großstädten schon bestehen: Geschlagene Frauen treffen hier zusammen, organisieren kollektiv ihr Zusammenleben und besorgen rechtliche und psychische Betreuung der Neuankömmlinge.

Bisher sah die „Lösung“ so aus: Manche treibt's in den Suff (in den Alkoholstatistiken haben die Frauen in den letzten Jahren rasant aufgeholt!), andere geben die Gewalt an ihre Kinder weiter. Geprügelte

¹ Siehe dazu Erica Fischer: Wir klagen an! Bericht vom Frauentribunal in Brüssel, NF Mai/Juni 1976

Abwicklung von Exportkreditgarantien
als Bevollmächtigte der Republik Österreich.
Exportfinanzierungen.
Geldmarktgeschäfte.
Syndikatsgeschäftsstelle für Anleiheemissionen.
Wertpapiersammelbank.
Abwicklung des Arrangements
an der Wiener Wertpapierbörse.

**Österreichische Kontrollbank
Aktiengesellschaft**

1011 Wien, Am Hof 4
Telefon (0 22 2) 66 27
Telex 07-4103
Cable Kontrollbank

Frauen leiden unter Depressionen, schlechten Träumen, Haarausfall; werden immer dünner, weil sie nichts essen wollen — oder immer dicker, weil sie den Kummer in sich hineinfressen. Sie werden reizbar, hysterisch und laufen so ins offene Messer der Psychiatrie. Nach einer englischen Untersuchung mußten von 19 geschlagenen Frauen

schuld" ist, weil es „insgeheim" selber will. In der Rechtsprechung gehören die Sympathien meist dem Täter, selten dem Opfer.

Nicht sexuelle Motive, sondern Frauenhaß sei das wahre Motiv der meisten Vergewaltiger, stellen die Autorinnen fest und berufen sich dabei auf kriminologische Untersuchungen: „Im Vordergrund steht



Hexenqual im 16. Jahrhundert

11 in psychiatrische Behandlung, wo die Entmündigung stattfindet.

Für Frauen mit Kindern scheint die Lage besonders aussichtslos: Bleiben sie bei ihrem prügelnden Mann, sind sie „neurotisch" und „masochistisch". Verlassen sie ihn, stehen sie als Rabenmutter da, die nicht für ihre Kinder sorgt. Ökonomische Abhängigkeit und Angst vor der Isolation als alleinstehende Frau mit Kind erschweren die Entscheidung.

Die Rechtsprechung attestiert den Prügel Männern oft einen „Zustand äußerster Erregung", quasi Unzurechnungsfähigkeit. Gegen reuige Übeltäter sind die Frauen inzwischen skeptisch. Immer wieder kommen Männer winselnd zu den Frauenhäusern; wenn die Frauen mitgehen, sind sich nach einigen Tagen wieder da: voller Striemen und blauer Flecken.

Die Autorinnen analysieren Familiengesetze verschiedener europäischer Länder. Gegen Patriarchengewalt bieten die kaum Handhabe. Entweder leisten sie den Schlägertypen Vorschub, indem sie sie als „Herr im Haus" bestätigen, oder sie sind so lax formuliert, daß man das augenzwinkernde Einverständnis spürt.

Vergewaltigt! Ein großer Teil dieses Abschnitts besteht aus beklemmenden Protokollen, die beim Brüsseler Tribunal gesammelt wurden: Widerlegung des Mythos vom Opfer, das angeblich „selber

der aus Haß geborene Wunsch, sein Opfer zu quälen und zu demütigen, und schließlich zu vernichten" — so der Wiener Staatsanwalt *Werner Olscher*. Die meisten Todesopfer nach Notzuchtsverbrechen weisen Verletzungen auf, die weit über die Vergewaltigung hinausgehen: Die Tote wird noch weiter massakriert. „Der Täter läßt sein totes oder noch lebendes Opfer regelmäßig in einer besonders entwürdigenden Stellung zurück", sagt der konservative Wiener Kriminologe *Roland Graßberger*. So entläßt sich die Schwüle der Männergesellschaft!

Inzwischen trainieren viele Frauengruppen Karate und andere Selbstverteidigungsarten. Frauen, zum passiven Opfer erzogen, lernen dort „aggressiv zu sein, Zorn, wenn nötig, gewalttätig auszudrücken".

In Form der Gynäkologie nimmt die Männerwelt an der Weiblichkeit organisiert Rache: „Chloroformiert, in wehrloser Rückenlage, ist die gebärende Frau heute ein passiver Körper, an dem der Arzt arbeiten kann wie an einer leblosen Puppe." In Italien duzen Gynäkologen ihre Patientinnen, wenn sie mit ihnen allein sind. Frauen sind im Spital normale Patienten, wenn sie sich den Blinddarm nehmen lassen. Sind aber die Reproduktionsorgane in Behandlung, sacken sie in der Patientenhierarchie schnell ab.

Dahinter steckt die Angst vor der weiblichen Sexualität, vorm Menstruationsblut, vor der offenen Wunde bei der Geburt — die Frau, das „kranke Geschlecht".

Als Initiationsritus nach wie vor aktuell: die chirurgische Entfernung der Klitoris, praktiziert in Jemen, Saudi-Arabien, Äthiopien, Sudan, Ägypten, Irak, Jordanien, Syrien und in weiten Teilen Afrikas. Die westliche Welt erfand ein Pendant in Gestalt der Psychoanalyse Freuds, die der Frau keine eigene „phallische" Sexualität zugesteht (nämlich den klitoridalen Orgasmus) und sie auf einen passiven „vaginalen" Orgasmus reduzieren will.

In Selbsthilfegruppen versuchen Frauen, ohne die bürgerliche Medizin auszukommen. Durch Selbstuntersuchungen überwinden sie die Entfremdung vom eigenen Körper und die Ratlosigkeit bei einfachsten Erkrankungen, dem täglichen Brot der medizinischen Institutionen. Auf der Suche nach ihrer Geschichte stießen Frauen auf die *Hexen*:

einerseits ein Bild für die kämpfende, verfolgte Frau, andererseits eine Tradition von Heilpraktikerinnen, die Naturheilkunde und Homöopathie als Alternative zur Schulmedizin praktizierten.

Die Frauenbewegung wird immer größer. Durch ihre Beschäftigung mit konkreten Themen aus dem Lebensalltag der Frauen hat sie längst das studentische Ghetto hinter sich gelassen. Sie trägt sogar schon eine kommerzielle Zeitschrift wie die *Emma* mit einer beachtlichen Auflage. Allerorten Ansätze zu „alternativer Ökonomie": Frauenbuchläden und -cafés in beinahe jeder größeren Stadt.

Vor diesem Hintergrund ist die vorliegende Dokumentation zu sehen: Abgebrühten Feministinnen mag sie nicht viel Neues bieten. Jenen Frauen aber, die erst erwachen, vermittelt das Buch die Erkenntnis: Frauenunterdrückung ist nicht tragisches Einzelschicksal, sondern kollektiver Fluch, gegen den man sich kollektiv wehren muß! □

Michael Hopp

Es gab kein Matriarchat!

Marielouise Janssen-Jurreit: Sexismus — Über die Abtreibung der Frauenfrage, Carl Hanser Verlag, München 1976, 755 Seiten, DM 39,80, öS 306,50

Ein Wälzer, handelt von den Schwierigkeiten weiblicher Abgeordneter im Deutschen Bundestag bis zu den Sexualgebräuchen der australischen Ureinwohner — ein Zettelkastenwerk, so mein erster Eindruck. Aber trotz Faktenfülle, trotz profunden Wissens der Autorin wird niemand überfordert. Mir jedenfalls hat die Lektüre Spaß gemacht.

Viele Einzelkapitel haben monographischen Charakter; die Auseinandersetzungen mit den Klassikern des Sozialismus und der Psychoanalyse, die Darstellung der wirtschaftlichen Macht oder Ohnmacht von Frauen bei sogenannten primitiven Völkern — alles das hat Gültigkeit auch ohne den Gesamtzusammenhang des Sexismus.

Sexismus: Unterdrückung aufgrund des Geschlechts, Versklavung, Ausbeutung und Beherrschung von Frauen durch Männer, ist in sämtlichen historischen Epochen, sämtlichen Gesellschaftsfor-

men nachweisbar, in unterschiedlicher Ausprägung. Sexismus herrscht an der ökonomischen Basis, durch die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, und wird ständig reproduziert bis in die feinsten Verästelungen des Überbaus. Schon in den Sprachen der Völker spiegeln sich männliche Dominanz und weibliche Unterordnung. Janssen-Jurreit zieht hier ans Licht, was männliche Soziologen, Historiker oder Völkerkundler nur nachlässig vermerkten, weil sie's für unwichtig hielten. Ich jedenfalls las hier zum ersten Mal etwas über den Frauenaufstand gegen die britische Kolonialverwaltung 1929 in Nigeria. Lohnarbeiterinnen in mittelalterlichen Handwerksbetrieben bekamen ungefähr 75 Prozent der Männerlöhne; der Abstand ist bis heute gleichgeblieben!

Die Autorin räumt auf mit dem populären Mythos vom Matriarchat. Nach den von ihr ausgebreiteten Ergebnissen der historischen und völkerkundlichen Forschung läßt sich vorgeschichtliche Frauenherrschaft *nicht* nachweisen. Aus mütterrechtlichen Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen kann

Steiermark

großer Lokalteil

überörtliche
Berichterstattung

Weltnachrichten

Über alle politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Probleme orientiert die

Neue Zeit

das große steirische Tagblatt
Stempfergasse 3-7
8011 Graz

nicht auf Teilhabe der Frauen an gesellschaftlicher Macht geschlossen werden. Noch weniger besteht ein zwingender Zusammenhang zwischen der Abwesenheit von Privateigentum in klassenlosen Gesellschaften und einer dominanten oder zumindest gleichberechtigten Stellung der Frau, wie sozialistische Theoretiker immer wieder behauptet haben.

„Es ist natürlich mißlich, aber die Frauenbewegung muß sich wohl damit abfinden, daß in einer Frage von solcher zentraler Bedeutung für ihr Selbstverständnis keine eindeutigen Erkenntnisse mehr zu gewinnen sind. Vielleicht ist dies jedoch eher ein Vor- als ein Nachteil: Was hilft es den Frauen, wenn sie sich über die nunmehr Jahrtausende andauernde Unterdrückung mit der Vorstellung hinwegtrösten, daß sie selbst einmal am Beginn der Menschheitsgeschichte über die Männer geherrscht hätten? Der leicht zu führende Nachweis ihrer seit Jahrtausenden bis heute andauernden Unterdrückung genügt vollauf zur Begründung ihrer Forderungen“ (S. 148).

Formen und Intensität der Männerherrschaft sind in verschiedenen Gesellschaften verschieden. Frauen können ökonomisch unterdrückt sein, aber in ihrer Sexualität relativ frei. Extreme Formen ökonomischer Unterdrückung führen in Hungergebieten Afrikas und Asiens zur Dezimierung der weiblichen Bevölkerung — die Tradition, daß der Mann zuerst

ißt und die Frau sich mit dem Rest begnügen muß, kann für die Frauen tödliche Folgen haben.

Schlimmste Form sexueller Unterdrückung ist die in Afrika und im Vorderen Orient heute noch praktizierte Beschneidung der Klitoris, ein z. B. in Somaliland mit unglaublicher Grausamkeit ausgeführtes Ritual. Im Kapitel „Klitorisdektomie auf abendländische Art“ zieht Janssen-Jurreit Parallelen zwischen der chirurgischen Entfernung der Klitoris und der verhängnisvollen Vorstellung Freuds, allein der vaginale Orgasmus sei bei Frauen Zeichen sexueller Reife. „Die Leugnung der Klitoris als zentrales Sexualorgan der Frau geht weit über die Dimension eines anatomischen oder wissenschaftlichen Irrtums hinaus. Sie ist ein Anschlag auf die geistige Autonomie der Frau, die selbst nicht in der Lage ist, ihre eigenen Körpererfahrungen gegen männliche Definitionen durchzusetzen“ (S. 537).

Auch wenn sich keine eindeutigen Belege für Matriarchat finden lassen, so gibt es doch Gesellschaften, in denen Frauen in Teilbereichen Machtpositionen haben. Frauenmacht basiert dort auf der Kontrolle über Magie und religiöse Bräuche oder über Teile der ökonomischen Struktur. Beim afrikanischen Stamm der Yoruba haben die Frauen zum Beispiel eine gewisse Autonomie, weil ihnen das Handelsmonopol für die meisten Güter eigene Einnahmequellen sichert.

Janssen-Jurreit interessiert sich vor allem für die Bedingungen solcher weiblicher Machtstellung. Wichtigste Voraussetzung scheint die Existenz unabhängiger Frauenorganisationen mit eigenen Leistungs- und Kommunikationsstrukturen. Das Scheitern der ersten europäischen und amerikanischen Frauenbewegung sei darin begründet, daß diese nach Erreichung des Stimmrechts kampfflos in den männlichen politischen Organisationen aufgingen.

Hätte die Frauenbewegung ihre mitgliederreichen Vereine, ihr ganzes Netz an lokaler Organisation, ihre kampferprobten Apparate als unabhängige Kraft, als Frauenpartei etabliert, wäre die Frauenbewegung als politischer Machtfaktor erhalten geblieben. Das Schicksal der heutigen, zweiten Frauenbewegung hängt demnach davon ab, ob sie zu dauerhaften poli-

tischen Organisationsformen findet.

Janssen-Jurreit glaubt nicht an eine historische Entwicklung, an deren Ende die Aufhebung von Herrschaft und damit die Versöhnung der Geschlechter stünde. Im Gegenteil, sie warnt die Frauenbewegung vor solchen „Endzeitvorstellungen“. Sie propagiert die radikalste, unversöhnlichste Theorie, die von feministischer Seite bisher entwickelt wurde. Das Geschlechtsmerkmal ist für sie die Basis von Macht- und Interessenpolitik in jeder vorstellbaren Gesellschaft.

Janssen-Jurreit zertrümmert bisherige Versuche zur Erklärung des Geschlechtergegensatzes. Für sie ist Frauenunterdrückung weder aus dem Vorhandensein von Privateigentum ableitbar, noch aus der Tatsache, daß Frauen Kinder gebären können. Sie glaubt nicht an die soziale

Determiniertheit menschlichen Handelns; vielmehr hält sie dafür, daß relative Freiheit und relative Unterdrückung zu großen Teilen dem freien Willen der Menschen unterliegen.

Wenn sich aber der Geschlechtergegensatz aus einem ewigen männlich-weiblichen Differenzaffekt nährt, dann müßte z. B. auch der Rassismus ewig währen, denn es wird immer schwarze oder gelbe Menschen geben. Es hat jede Form von Herrschaft, auch Sexismus, auch Rassismus, soziale Ursachen und läßt sich durch Bekämpfung dieser Ursachen ausräumen. Auch die Männerherrschaft unterliegt Gesetzmäßigkeiten, welche sehr viel gründlicher erforscht werden müssen als bisher. Wir lernen aus diesem Buch, daß der Sexismus viel stabiler ist, als liberaler oder sozialistischer Fortschrittsoptimismus glaubten. □

Claudia Pini

Gefängnis, ausbruchsicher

Brigitte Schwaiger: Wie kommt das Salz ins Meer, Zsolnay Verlag, Wien-Hamburg 1977, DM 20, öS 140

Wer sich von *Brigitte Schwaiger* den Modellroman für Befreiung aus bürgerlicher Ehe erwartet, wird enttäuscht. Dieser „Roman über die Scheidung“ ist kein bewußter Schritt zur Selbstfindung wie etwa *Handkes* „Linkshändige Frau“, auch kein Versuch einer Alternative zur bürgerlichen Ehe durch Solidarisierung unter Frauen wie bei *Vereina Stefan*. Das erste Lesen deprimierte mich. Bis zur letzten Seite hoffte ich, daß die Heldin ihre ironisch beschriebene Bedrohung durch Mann und Eltern abschüttelt und aktiv wird.

Beim zweiten Lesen wurde mir klar, daß *Brigitte Schwaiger*s Kraft in der *Verweigerung* liegt. Passiv beobachtet und beschreibt sie die Brüchigkeit der bürgerlichen Normen, aus denen ihr Ehekäfig gebaut ist. Sie akzeptiert die Krise, ohne eine Alternative entwickeln zu müssen.

Die Heldin stammt aus einer gutbürgerlichen Arztfamilie. „Wir unterschieden zwischen Leuten, die unsere Patienten waren, den guten Menschen, und solchen, die nicht unsere Patienten waren, den bösen

Menschen.“ Eine Zeitlang versucht sie, nach den Regeln der Eltern und der Großmutter zu leben. Aber „irgendwann ist der Motor herausgefallen, und ich habe nicht mehr zugehört, wenn der Lateinprofessor etwas erklärt hat, ich habe nur mehr so gestaunt über die Ruinen, die er im Mund sitzen hat, und ob seine Frau das aushält, wenn er sie küßt, ob ihr da nicht graust vor so viel Speichel und Geruch, und dann bin ich zum erstenmal sitzengelieben. Nicht äußerlich.“

Mit achtzehn verliebt sie sich in Karl, der sie ernst nimmt, ihre Traurigkeit versteht und ihr seine Gedichte vorliest, die sie nicht versteht. Sie verliebt sich, aber die elterlichen Normen stehen zwischen ihnen. „Ich begann mich zu schämen für das Bedürfnis, das ich gleich beim Eintreten gehabt hatte: Karls Nacken zu berühren, irgend etwas geschehen zu lassen zwischen ihm und mir... Ich als Dame konnte ihn nicht einfach küssen.“ Karl ist ein Außenseiter, er beginnt zu trinken.

Sie geht den einfacheren Weg an der Seite eines Dr. und Dipl.-Ing. „Alles ist einfacher mit Rolf. Die Schaffnerinnen in den Straßenbahnen waren freundlicher, wenn ich mit Rolf einstieg. Wenn ich mit Rolf ins Theater ging, lächelten die Billeteure.“ Selbst ihre Traurigkeit ist für Rolf einfach zu

erklären, sie sei auf ihre Unsicherheit zurückzuführen, oder eben ererbte Schwermut.

„Als ich in Wien inskribierte, da kannte niemand meinen Vater, was mich sehr verwunderte. Ich war nicht mehr ich, nur mehr irgendeine unter so vielen, das schmerzte. Da kam Rolf, der mich wiedererkannte, der wußte, wer ich war. Und mit ihm mußte ich schlafen, weil es so richtig war.“ Beklemmend unreflektiert die Verschmelzung von eigener Identität und Familienzugehörigkeit; diese Schilderung, wie sie in die Ehe gerät, ohne wirklich zu wollen, erinnert Leserinnen an die eigene Situation, beschreibt besser als alle Gesellschaftstheorie die Rolle der Frau, ihr Unvermögen sich zu wehren.

Rolf hält sich an die Erwartungen der Eltern, „und du weißt, wie sehr ich deinen Vater schätze. Deine Eltern lieben dich, und mich auch, also dürfen wir sie nicht enttäuschen.“ Die Hochzeit ist auch ihre letzte Chance, nachdem sie auf der Uni „versagt“ hat.

Nun läuft die Automatik. Rolf wird Teil der Familie, der Vater schenkt ihm seine Jagd-

stiefel, beide Eltern leisten Anzahlung auf die Wohnung. „Das Objekt war günstig. Kapitalanlage. Eine schöne Wohnung ist ein ausbruchsicheres Gefängnis... Es wäre unmöglich gewesen, die Hochzeit abzusagen, da schon die Einladungen gedruckt waren. Noch dazu so schöne. Doppelseitige auf- und zuklappbare Karten. Hochzeit absagen, das wäre ja so, als wolle man ein Begräbnis absagen, weil der Tote plötzlich nicht gestorben ist. Da hat man schon getrauert, und dann soll man sich plötzlich wieder freuen.“

Rolf ist programmiert auf Erfolg im Beruf. Andere Wünsche und Bedürfnisse zu haben als ihr Mann ist „verkehrt“, dann ist sie „trotzig“ und „aufsässig“. Eine ihrer Protestformen ist, daß ihr sein Sex keinen Spaß macht: „Du bist frigide, sagt Rolf. Ich weiß nicht, sage ich, weil man sich das schnell angewöhnt zu sagen. Er möchte aber wissen, warum ich alles schön finde, was ihm häßlich vorkommt und umgekehrt.“

Sie versucht ein Verhältnis

mit Albert, einem befreundeten Arzt, kommt vom Regen in die Traufe. Albert arrangiert die Treffs zwischen seinen Krankenbesuchen, er plant sie in sein Leben ein wie einen Fremdsprachenkurs. Sie wird schwanger, Albert kratzt sie in der Sprechstunde aus. Sie nimmt die Schuld bei der Scheidung auf sich. Am Ende steht die Sehnsucht, wieder „Gast im Haus der Eltern“ zu werden.

Schwaiger erzählt nüchtern, gerafft, ohne Selbstmitleid. In amüsanter Weise beschreibt sie die Krise der Mittelschicht. Ihr Ausweg aus der Trostlosigkeit ist die Beobachtung dessen, was die anderen nicht sehen wollen. Sie bleibt immer dezent und ist doppelt treffsicher, weil man nicht damit rechnet. „Rolf hat recht, er bringt das Geld, weiß, was die Israelis mit den Arabern falsch machen, weiß, warum die Streiks in England andauern, weiß, was er zu tun hat und was ich daher zu tun habe, dafür bin ich wieder frigid, Gerechtigkeit muß sein.“ □

Gertraud Diem

Anpassung an die konservative Interpretation der Wirklichkeit zurückgekehrt ist, der sie sich schon 1959 im Godesberger Programm verschrieben hatte. Zwischendurch war die Anpassung durch die „Studentenrevolte“ gestört gewesen, aber das ist nun vorbei.

Fenner sympathisiert offensichtlich mit den Parteilinken in der SPD und den „Linksverbindern“ Willy Brandt und Herbert Wehner. Diesen möchte er noch eine Chance lassen. So hofft er, seine „Prozeßanalyse“ werde „erneut Anstrengungen in Gang setzen, die Pessimismus unnötig machen“.

Die Leichen im Keller der 60er Jahre

Die „Godesberger“ Anpassung hatte in der Formulierung des SPD-Regierungsprogramms 1961 einen Höhepunkt gefunden:

„Wir Deutsche sind trotz allem eine Familie, Glieder einer Schicksalsgemeinschaft.“ Es herrschte in der politischen Argumentation das „Systemüberlebensmodell“: konkurrierende Eliten, die einem Grundkonsens verpflichtet sind, die Spielregeln einhalten und die Stabilität des Gesamtsystems sichern, gewährleisten eine „Herrschaft für das Volk“, dessen breite Partizipation nicht erwünscht ist, weil sonst die Führungseliten unter „sachfremden“ Druck gesetzt werden könnten. Ein „Modell für die friedliche Akkomodation der begrenzten Ziele grundsätzlich saturierter Gruppen“.

Daneben akkumulieren sich in den sechziger Jahren jedoch verdrängte Konflikte: das Verhalten der SPD in der Anti-Atomwaffen-Bewegung, der Rausschluß der Linken aus der SPD (Ausschluß des SDS), Barzels antikommunistischer Feldzug, Adenauers Staatsfernsehpläne, die „deutsche Bildungskatastrophe“, die Spiegel-Affäre, die Notstandsgesetzesentwürfe. An den Universitäten verstanden sich die Sozialwissenschaftler als Vertreter einer „Oppositionswissenschaft“, die alle diese Konflikte aufgriff und verarbeitete.

Die Rezession 1966/67 signalisierte das Ende der wirtschaftlichen Rekonstruktionsperiode. Aber die SPD konnte den Konservativen kein eigenes Lösungsmodell „für die gesellschaftliche Übergangsphase vom extensiven zum intensiven Wirtschaften auf

Fieberkurve der Reform

Christian Fenner: Demokratischer Sozialismus und Sozialdemokratie. Realität und Rhetorik der Sozialismuskritik in Deutschland, Campus Verlag, Frankfurt 1977, 227 Seiten, DM 24,-, öS 186

Die deutsche Sozialdemokratie ist gegenwärtig (Juni 1977) an einem Tiefpunkt angelangt. Der Krach mit dem Stamokap-Flügel der Jusos und der Parteiausschluß von Klaus-Uwe Benneter sind Symptome dafür. Bei Meinungsumfragen liegen SPD und FDP weit abgeschlagen hinter den Konservativen. Auf ideologischem Gebiet ist die SPD (nach einem zaghaften Versuch, sich des „Kritischen Rationalismus“ Sir Karl Poppers zu bedienen) hilflos.

Geschichte der ApO

Zur selben Zeit erinnern sich liberale Medien an die „Protestwelle“ vor zehn Jahren, die damals das politische Gesicht Deutschlands völlig zu verändern versprochen hatte. Das magere Ergebnis:

eine „ausgefallene Revolution“ (*Die Zeit*, 10. Juni 1977), deren „Veteranen“ entweder bereits gestorben, bei der DKP, bei diversen politischen und religiösen Sekten gelandet oder, wie Günter Maschke, zum Gegner desertiert sind.

Als „die herausragende Führergestalt der Bewegung erweist sich“, so die *Zeit*, „auch noch nachträglich“ Rudi Dutschke, und der sei noch heute „frei“ von bürgerlichen Verpflichtungen: ein „Reisender in Sachen Weltrevolution“. Die großen Themen der antiautoritären Bewegung (direkte Demokratie, befreite Sexualität, Leben in Kommunen, angst- und zwangsfreie Kindererziehung) vegetieren in zynisch verkümmelter Form weiter (wie *Stern* und *Spiegel* mit einer gewissen Schadenfreude konstatieren): in der AAO des autoritären Otto Mühl.

Christian Fenner, Politikwissenschaftler an der FU Berlin, malt in seinem Buch nicht dieses „Elend der linken Intellektuellen“ aus, sondern beschreibt die politische „deutsche Tradition“ der letzten 18 Jahre, die zu diesem Elend geführt hat. Dabei kommt er zu der Erkenntnis, daß die SPD nun zu jener

FRISCHFLEISCH

Das Kulturmagazin mit literarischer Kraftnahrung
Heft 12 – Sommer 1977 – öS 20

SCHALLPLATTENREPORT

Diskussion über den Stellenwert des deutschsprachigen Liedes heute: u.a. mit Ö-3-Chef Grissemann und den Schallplattenbossen Friedberg (Ariola) und Zitta (Bellaphon)

Aus Elfriede Jelineks Hörspielserie „JELKA“:

Die Blume der Liebe wächst nie im Getriebe (Folge 11)

„ALPENSAGA III: DAS GROSSE FEST“

Von Pevny/Turrini

LIEDER

Vorgestellt werden die neuen LP's von Weckers Uhrwerk und Reinhard Liebe & Leute
Essays über „DAS NEUE VOLKSLIED“ und Schmetterlinge in Steinhof
Selbstdarstellung der Wiener Schwulengruppe „COMING OUT“

ZU GAST

Das Kärntner Literaturblatt „FETTFLECK“

ARENA

Zum Jahrestag der Besetzung (27.6.) u.a. Sitzungsprotokoll der Stadt Wien über Arenanutzung im Inlandsschlachthof

Geschichten für und über KINDER FOTOS

über „Schöps-Architektur“ in ST. MARX und die

„NASCHMARKT-Demolierung“ BILDER

von Koller, Stimm, Fleck

Erhältlich in guten Buchhandlungen oder direkt bei der REDAKTION: Pfluggasse 5/5, 1090 Wien
Telefon: 31-28-313 oder 85-46-724